Nr. 162. Mittwoch, den 15. Juli 1885. II. Jahrg.

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“
erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Beuthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Einigungsämter — Arbeiterkammern.

In der gesammten liberalen und konservativen Presse bespricht man gegenwärtig anläßlich des Berliner Maurerstreiks die Frage, ob derartige Streiks nicht vermieden werden könnten und ob die Gesetzgebung hier nicht einzugreifen berufen sei.

Unsere Stellung zu den Streiks ist bekannt und wir würden dieselben gern vermieden sehen, wenn im Interesse der Arbeiter ein anderer Ausweg gefunden werden könnte. Dieser Ausweg ist aber nicht zu finden in den privaten „Einigungsämtern“, wie sie Dr. Max Hirsch empfiehlt, da bekanntlich derartige Aemter lediglich geeignet sind, die Angelegenheit zu Ungunsten der Arbeiter zu verschleppen.

Außerdem weigern sich ja die sogenannten Arbeitgeber, mit den Gesellenausschüssen zu Einigungsämtern zusammenzutreten, so daß es sich kaum der Mühe verlohnt, näher auf solche private Einigungsämter einzugehen, die ja, wie der „Streikvater“ Dr. Max Hirsch aus Erfahrung weiß, meist immer doch zur Arbeitseinstellung führen.

So bleibt auch in dieser Frage lediglich der Weg der Gesetzgebung übrig, auf den auch die meisten Blätter, welche sich mit der Frage beschäftigen, hinweisen.

Hören wir eine dieser Stimmen aus dem konservativen Lager:

„Ein Streik hat sehr selten erzieherische, er hat fast immer verwüstende Folgen, er schädigt beide Theile und zieht in seine Nachtheile auch die außerhalb des Streiks Stehenden. Es giebt ein besseres Mittel als die brutale Kraftprobe, wer stärker sei, das Kapital oder die Arbeit! Das ist die Errichtung sozialer Organe zur Schlichtung von Lohndifferenzen, nicht solche ad hoc gebildete Lohnkommissionen, sondern kraft einer gesetzlichen Einrichtung gebildete Ausschüsse von Vertrauensmännern der Unternehmer und Gehilfen unter Vorsitz eines unparteiischen staatlichen Gewerberaths. Den Arbeitern muß das Recht unverkümmert bleiben, eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen zu erreichen. Die Unternehmer sollen, wenn sie ihren Gehilfen den ihnen gebührenden Antheil am Arbeitserlöse im Widerspruch mit der Lage des Markts vorenthalten, dazu aufgerüttelt und gesetzlich angehalten werden. Aber dazu ist es nicht nöthig, daß an Stelle der richtig und ruhig erwogenen Abgrenzung zwischen Lohn und Unternehmergewinn die geballte Macht des Streiks tritt, der angefangen wird, weil die Umstände dazu „im Augenblick günstig“ liegen. Eine friedliche Regelung, welche den Unternehmern das Gewissen schärft und gleichzeitig die Arbeiter von einseitigem, rücksichtslosem Vorgehen abhält, ist nur mittelst der Gesetzgebung zu ermöglichen. Am nächsten Reichstage wird sich die konservative Partei der Aufgabe nicht entziehen können, bei Gelegenheit des Arbeiterschutzes auch solche soziale Behörden zu schaffen, die von beiden Theilen beschickt, unter Vorsitz eines Gewerberaths tagend, schon durch ihre Existenz eine friedliche Austragung der Lohndifferenzen verbürgen und alle Theile vor den Schädigungen schützen, die jeder Streik bewirkt: die Meister, die Gesellen und das Publikum.“

Dies klingt nun allerdings schon viel besser als das Harmoniegedudel des Dr. Max Hirsch mit seinem ständigen Einigungsamt.

Doch wissen wir gar nicht, was denn eigentlich die konservative Partei im deutschen Reichstage in dieser Richtung hin beantragen soll, da die Vertreter der Arbeiterpartei in ihrem in voriger Session eingebrachten Arbeiterschutzgesetzentwurf schon Vorsorge getroffen haben, indem sie derartige „soziale Behörden“ in den vorgeschlagenen Arbeitsämtern, Arbeiterkammern u. s. w. feststellten.

In Bezug darauf schreibt das „Recht auf Arbeit“:

„Eine der Hauptforderungen des Arbeiterschutzgesetzes bestand bekanntlich in der Errichtung von Arbeiterkammern. Dem gegenüber machte sich bisher eine entschieden ungünstige Stimmung geltend. Der Herr Minister von Puttkamer erklärte die Arbeiterkammern in der Sitzung des deutschen Reichstags vom 31. Januar d. J. für „eine solche Utopie, daß die Diskussion darüber nicht ernsthaft werde gemeint sein können.“ Daran knüpfte die von den kapitalistischen Interessenten beherrschte öffentliche Meinung zunächst an, und einige Monate lang waren es nächst Normalarbeitstag und Minimallohn grade die Arbeiterkammern, an denen die Zeitungsschreiber ihren Witz übten und von ihrem welterhabenen Standpunkte aus Spott und Hohn auf die „Utopisten“ herabträufeln ließen. Seit einiger Zeit haben sich die Dinge aber merklich verändert. Die massenhaft mit elementarer Gewalt ausgebrochenen Streiks haben plötzlich die Arbeiterkammern in ein ganz anderes Licht gerückt. So schrieb man der „Allg. Ztg.“, noch dazu von einer Seite, welche die Arbeiter für „meist schlecht berathen und gefährt“ erklärte, aus Brünn: „Die Unruhen in Brünn hätten vielleicht gar nicht begonnen, wenn wir Arbeiterkammern hätten, deren Vertretung die Begehren der Arbeiter an richtiger Stelle zu richtiger Zeit hätte vorbringen können.“ Auch die Zentrumspresse erinnert daran, daß einer der Ihrigen, der Abg. Hitze, schon 1880 sich für Arbeiterkammern ausgesprochen habe. Dieselben sollten amtliche Erhebungen über die Lage der arbeitenden Klassen machen, sie sollen auch dem letzten Arbeiter Gelegenheit geben, seine Klagen vertrauensvoll vorzubringen, ohne befürchten zu müssen, daß er seine Offenheit mit Entlassung oder sonstiger Maßregelung büßen müsse, sie sollten endlich die einzige Instanz sein, die über Lohnfragen entscheiden und die doppelschneidige Waffe des Strikes entbehrlich machen würde. Diese nothwendige soziale Funktion beweist die Unentbehrlichkeit der Arbeiterkammern.“ —

Diese Abfertigung verdient die herrschende Presse, die niemals aus eigenem Antriebe und in die Zukunft blickend, an die soziale Frage herantritt, sondern immer nur der „brutalen Macht“ gehorchend — hier den großen Streiks, die das ganze wirthschaftliche Leben schädigen — Vorschläge zur Besserung und dann auch meist nur halbe, wirkungslose macht.

Wenn die Konservativen und Liberalen es ehrlich mit der Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen meinen, so brauchen sie nur den Arbeiterschutzgesetz-Entwurf, welcher in der nächsten Reichstagssession von der Arbeiterpartei wieder eingebracht werden wird, zu unterstützen. Wird derselbe Gesetz, so ist ein dauerndes, wirksames Einigungsamt, dem sich Arbeiter sowohl wie Unternehmer fügen müssen, vorhanden und die Streiks werden im Großen und Ganzen vermieden.

Aber mehr noch: durch die Regelung der Produktionsweise, die durch das Arbeiterschutzgesetz bis zu einem gewissen Grade erzielt wird, wird eine Situation geschaffen, die selbst das Eingreifen der Arbeiterkammern bezüglich obwaltender Differenzen zwischen Arbeitern und Unternehmern zu den Seltenheiten macht; mit einem Worte, es wird ein geregelterer, geordneterer wirthschaftlicher Zustand eintreten, unter welchem sich alle Theile wohler fühlen.

Der wirthschaftliche Kampf wird viel von seinen Schrecknissen verlieren. So sollten Alle, denen es wirklich ernst ist mit dem sozialen Frieden, eintreten für das von den Vertretern der Arbeiterpartei im Reichstage eingebrachte

Arbeiterschutzgesetz.

Politische Uebersicht.

Der Verein der Millionäre läßt wieder einmal etwas von sich hören. Diesmal ist es freilich nur ein vertrauliches Schreiben, welches ohne seine Absicht an die Oeffentlichkeit gelangte. Das Schreiben ist an die Großindustriellen gerichtet, zu dem Zwecke, sie zu freiwilligen Beiträgen zur Begründung einer Zeitungs-Korrespondenz zu veranlassen. Die Herren haben nämlich die Entdeckung gemacht, daß sich die „nothleidende Industrie“ am besten bemerkbar machen kann, wenn sie sich auf die Fabrikation der öffentlichen Meinung verlegt. Doch hören wir das vertrauliche Schreiben:

Vertraulich! Berlin, im Juni 1885, W., Lützowstraße 72. Zirkular-Schreiben. Mittelst Zirkular-Schreiben vom Juni vorigen Jahres haben wir auf die Nothwendigkeit hingewiesen, zur Förderung der wirthschaftlichen Ziele, welche sich der Zentralverband deutscher Industrieller gestellt hat, eine angemessene Vertretung in den Parlamenten und in der

---

[Nachdruck verboten.]

Feuilleton.

Das Mormonenmädchen.

Amerikanische Erzählung
von
Baldnin Möllhausen.

2]

(Fortsetzung.)

Es geht daraus hervor, daß vielfach nach einem geeigneten Wege durch die wasserarme muldenförmige Sandsteppe geforscht wurde, daß die Bemühungen sich größtentheils als fruchtlos erwiesen, und daß man endlich zu der Ansicht gelangte, schwere und langsam reisende Trains lieber auf einem Umwege auf der Nordseite des Salzsees herumziehen zu lassen, als deren Existenz in einer näheren, aber gefährlicheren Richtung auf das Spiel zu setzen.

Es war in den Frühstunden eines klaren sonnigen Herbsttages, als eine einsame Wanderin aus der letzten Biegung des eben bezeichneten Passes trat und den Punkt erreichte, von welchem aus sie die erste Aussicht auf die gefürchtete Wüste gewann.

Der trostlose, vielleicht kaum geahnte Anblick mußte überaus niederdrückend auf sie einwirken, denn in dem Grade, in welchem das traurige Panorama sich immer weiter und weiter vor ihr ausdehnte, wurde der rüstige Schritt, in welchem sie sich genähert hatte, langsamer und unsicherer. Als aber endlich die schreckenerregende Landschaft in ihrer todtenähnlichen Stille und Regungslosigkeit vor ihr lag, ihre zagenden Blicke ungehindert auf der Linie des Horizonts herumirrten und auf weiter nichts trafen, als auf Wüstensand und auf ferne, duftig schimmernde Felsgruppen, die wie verloren aus der gelben Ebene emportauchten, da schien ein unüberwindliches Grauen sich ihrer zu bemächtigen und die Kraft ihrer Füße zu lähmen.

Sie stand still, und indem sie nach der nordwestlichen Richtung über Meilen und Meilen hinwegschaute, füllten ihre Augen sich mit Thränen. Die Aufgabe, welche sie sich gestellt hatte, erweckte jetzt offenbar Furcht und Entsetzen in ihr, denn zagend und schüchtern blickte sie rückwärts in den Paß hinein, von woher sie eben erst gekommen war.

Sie mochte ihrer Heimath in der Mormonenstadt gedenken, die sie vor wenigen Tagen erst verlassen hatte, denn bange Zweifel bewegten gar seltsam ihre bleichen, abgehärmten Züge, während ein bitterer Seelenschmerz ihre Brust krampfhaft hob und senkte.

Doch nur wenige Minuten dauerte dieser Kampf; wie ein drohendes Gespenst schien es in ihrer Erinnerung aufzutauchen, und indem ein Schauder ihre schlanke Gestalt erschütterte, wendete sie sich hastig der Richtung zu, in welcher ihr Ziel lag.

„Ich werde es nicht ausführen können,“ flüsterten ihre noch jugendfrischen Lippen, und in dem leisen Ton ihrer Stimme offenbarte sich eine ganze Welt voll Zweifel und Schmerz. „Meine Kräfte reichen nicht aus — und dennoch müssen sie ausreichen!“ fuhr sie lauter fort, und ihre Worte zitterten vor inniger, wehmüthiger Bewegung, als die Bürde, welche sie in einer Decke gehüllt vor sich trug, Leben verrieth. „O, sie müssen ausreichen, für mein armes Kind — und sie werden es, denn die Mutterliebe ist stark. Und wäre die Wüste noch zehnmal so breit, ich würde meinen Engel sicher hinübertragen. Wer aber würde es wohl wagen, ihm Leid zuzufügen? Weder die Wölfe, noch die grausamen Indianer. O, die Indianer, auch sie haben Kinder, und wenn sie meinen süßen Knaben sehen, so werden ihre Herzen sich beim Anblick der lieblichen Erscheinung erweichen; sie werden ihn beschützen und ihn mir tragen helfen, mein liebes, liebes einziges Kind!“

Indem die junge Frau so sprach, hatte sie die Bürde, welche von einer andern, auf ihrem Rücken hängenden im Gleichgewicht gehalten wurde, behutsam vor sich auf die Erde gelegt. Dann bei derselben niederknieend, öffnete sie die leichte Hülle vollständig, worauf sie ihre Blicke mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Liebe und Seligkeit an den großen blauen Augen eines etwa ein Jahr alten Knaben haften ließ, der neugierig und zufrieden zu ihr emporschaute.

Es war ein rührendes, Wehmuth erzeugendes Bild, die junge Mutter, die nur noch Blicke und Gedanken für ihr Kind hatte und in ihrer Sorge um dasselbe die ganze übrige Welt, selbst ihren tiefen, unheilbaren Kummer vergaß. Ihr feines, regelmäßig schönes Antlitz war wohl abgehärmt, und ein eigenthümlicher Zug um den Mund verlieh demselben das Gepräge lange erduldeter Leiden; allein indem sie mit Stolz ihren Liebling betrachtete, hatten ihre etwas eingefallenen Wangen sich vor innerer Aufregung wieder hoch geröthet, und selbst als glückliches, harmlos tändelndes junges Mädchen konnte sie kaum anziehender und bezaubernder gewesen sein, als jetzt, da Mutterwürde ihre ganze Erscheinung verschönte und veredelte.

Ihre starken gelbblonden Haare waren nachlässig in einen Knoten am Hinterkopf zusammengeschürzt; einzelne Strähnen aber hatten sich während der Wanderung aus dem Knoten losgestohlen und hingen, indem sie sich über das Kind hinneigte, als lange seidenweiche Locken zu demselben nieder, welches dann lallend und schäkernd nach den beweglichen Ringen haschte. Die großen hellblauen Augen, beschattet von blonden Brauen und Wimpern, hatten einen schwermüthigen Ausdruck, jedoch mehr in Folge der gegenwärtigen trostlosen Lage, als weil ihnen derselbe vielleicht angeboren gewesen wäre, und nur so lange, wie sie auf dem vollen Antlitz des kleinen Knaben ruhten, strahlten sie im innigsten Entzücken, um gleich darauf wieder um so trauriger in die Ferne zu spähen.

In ihrer übrigen Erscheinung, in den schmalen Händen und Füßen, wie in der ganzen Haltung verrieth die junge Frau, daß sie den höheren Ständen entstamme. Ihre Gestalt war groß und kräftig gebaut, und dabei trug sie dieselbe mit einer gewissen Anmuth, die auf eine sehr sorgfältige Erziehung deutete und weder durch Beschwerden und Entbehrungen, noch durch Erschöpfung hätte gänzlich verwischt werden können.

In ihrer Bekleidung war, wenn man die große Entfernung von der verfeinerten Zivilisation berücksichtigte, Wohlhabenheit unverkennbar, denn Alles bestand aus so kostbaren Stoffen, wie sie in der Salzseestadt wohl nur unter bedeutenden Geldopfern zu erschwingen gewesen; dagegen hatte der Staub die Farben des Zeuges schon sehr

Presse zu schaffen. Es kam uns vor allem darauf an, gesunde und den Bedürfnissen des praktischen Lebens entsprechende volkswirthschaftliche Grundsätze in die weiteren Schichten unseres Volkes hineinzutragen, dadurch einen Ausgleich der leider immer noch vorhandenen wirthschaftlichen Gegensätze anzubahnen, die industriellen und gewerblichen Kreise vor unaufhörlichen Beunruhigungen zu schützen und die Stabilität und Dauer unserer neuen wirthschaftlichen Gesetze zu sichern. Zu diesem Zwecke haben wir neben den von Herrn Schweinburg herausgegebenen „Berliner Politischen Nachrichten", mit welchen wir unsere bisherigen Beziehungen erneuert haben, das Inslebentreten einer zweiten, vorzugsweise für die gesammte Provinzialpresse berechneten Zeitungs-Korrespondenz unter dem Titel „Neue Reichs-Korrespondenz" nach Kräften gefördert. Dieselbe wird in etwa 400 Exemplaren zumeist unentgeltlich an Zeitungen, Korporationen u. dergl. durch den Eigenthümer und Herausgeber, Herrn Schweinburg, regelmäßig wöchentlich zweimal verschickt. Wer den Preßverhältnissen eine nähere Aufmerksamkeit geschenkt hat und dieselben unbefangen beurtheilt, wird mit uns die Ueberzeugung theilen, daß diese Arrangements sich durchaus bewährt und den von uns vorausgesetzten Erwartungen entsprochen haben. Die von uns veranlaßten oder vom Herrn Herausgeber anderweitig beschafften Aufsätze oder Artikel sind sowohl von der hauptstädtischen, als auch von der Provinzialpresse fast regelmäßig abgedruckt worden und haben dadurch eine Verbreitung erlangt, wie wir sie nicht hätten erreichen können, selbst wenn wir mit schweren Kosten eine eigene Zeitung hergestellt hätten. Die Mittel, die wir zu dieser Wirksamkeit in der Presse durch freiwillige Beiträge vor Jahresfrist gesammelt haben, sind aber nahezu erschöpft, und wenn wir die von uns getroffenen Vereinbarungen aufrecht erhalten wollen, was wir in dem Interesse unseres Verbandes für geboten erachten, so müssen wir aufs Neue an alle unsere Vereine und Einzelmitglieder das ergebenste Ansuchen richten, durch erneute freiwillige Beiträge uns in den Stand zu setzen, für ein weiteres Jahr die bisherigen Arrangements fortsetzen zu können. Wir ersuchen Sie demzufolge, dem unterzeichneten Direktorium, z. H. des Geschäftsführers, Regierungsraths a. D., Beutner, baldigst mittheilen zu wollen, welchen Betrag Sie zu diesem Zwecke uns zur Verfügung zu stellen bereit sind.

Diese Schnorrerei für angemessene Vertretung im Parlament und in der Presse wird voraussichtlich den gewünschten materiellen Ertrag liefern, mit dem es dann auch sicher gelingen wird, die zugerichteten Korrespondenzen in die Zeitungen hineinzubringen. Es ist dies um so leichter, als die Herren ja willens sind, dieselben unentgeltlich abzugeben. Recht bemerkenswerth ist dabei, daß die offiziösen „Berl. Pol. Nachr." den Dünger mit auf den Acker fahren helfen und daß der Herausgeber derselben nunmehr auch die Provinzialpresse damit beglücken will. Voraussichtlich wird es ihm leicht werden, die bis jetzt anderweitig „beschafften" Artikel auch in Zukunft für die Provinzialblätter zu beschaffen, so daß dann eine allgemeine Generalabfütterung stattfinden kann. An einer genügenden Vertretung in der Presse wird es den Herren also nicht mehr fehlen, ob sie aber dadurch die gewünschte „angemessene" Vertretung im Reichstage erlangen werden, das bezweifeln wir sehr.

Die braunschweiger Thronfolgefrage ist noch immer Gegenstand einer lebhaften Zeitungspolemik. Vorläufig wird diese Katzbalgerei auch noch nicht aufhören, denn obgleich der Bundesrath bereits dahin entschieden hat, den Herzog von Cumberland nicht als Regenten zuzulassen, so bleibt doch die Frage, wer nunmehr die Stelle desselben einnehmen soll. Vielleicht kommt man auch schließlich noch zu der Ansicht, daß Braunschweig auch ohne einen Thronfolger regiert werden kann. Zur Zeit schweben — wie die „Magd. Ztg." wissen will — keinerlei Verhandlungen oder Erörterungen über die Person des künftigen Regenten in Braunschweig, denn es ist noch immer die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß man sich vorläufig zu einer Verlängerung des Mandats des Regentschaftsrathes entschließt.

Am 1. Dezember d. J. findet wiederum eine allgemeine Volkszählung im Deutschen Reiche statt. Sie wird in derselben Weise und nach derselben Methode zur Ausführung gelangen, wie die Volkszählungen der früheren Jahre; jedoch sollen mit Rücksicht darauf, daß seit der letzten Volkszählung die Berufszählung stattgefunden hat, die zu beantwortenden Fragen auf das thunlichst geringe Maß beschränkt werden. Die erforderlichen Formulare sind bereits im Ministerium des Innern aufgestellt und den Regierungen zur Weiterführung an die Kreisbehörden übermittelt worden. Im Einzelnen bemerkt der Minister noch folgendes: Um den Ortsbehörden vor Vollendung und Aufbereitung der Zählergebnisse durch das königliche statistische Bureau, wie dies schon 1880 geschehen ist, einige Kenntniß des Ergebnisses zu verschaffen, sollen doppelte Exemplare von Zähler-Kontrollisten verabreicht werden, damit die eine von den Zählen als Konzept benutzt und von der Ortsbehörde zurückbehalten werden, die Reinschrift aber alsbald an das statistische Bureau gelangen kann. Auch wird von diesem wiederum Vorsorge getroffen werden, daß möglichst bald nach der Zählung den Vorständen der Gemeinden mit 2000 und mehr Einwohnern handschriftliche Uebersichten des endgiltigen Hauptergebnisses zugestellt werden, ohne daß es eines weiteren Antrages bedarf. Gleiche Uebersichten werden auch an die Verwaltungs-Behörden der Orte mit weniger als 2000 Einwohnern, jedoch nur auf besonderen Antrag, verabfolgt, während den Kreisbehörden Handschriften der endgiltigen Zählungsergebnisse nach einem anderen Muster zugehen sollen. Für jede Stadt, Landgemeinde und selbstständigen Gutsbezirk ist, abweichend von der Zählung des Jahres 1880, von der Ortsbehörde, bezw. von der Zählkommission auf Grund der Zähler-Kontrollisten eine Ortsliste zusammenzustellen und durch Unterschrift zu beglaubigen. Dieselbe soll dazu dienen, für eine neue Ausgabe des bekannten Werkes: „Die Gemeinden und Gutsbezirke des preußischen Staates", welche im Anschluß an die Volkszählung veranstaltet werden soll, die erforderlichen Unterlagen zu liefern. Zu gleichem Zwecke soll das bei der Absendung der Kontrollisten an das statistische Bureau einzureichende Verzeichniß sämmtlicher zum Kreise gehörigen Städte, Landgemeinden und Gutsbezirke verwandt werden, dessen sorgfältige Aufstellung daher den Kreisbehörden zur ganz besonderen Pflicht gemacht wird. Veranstaltungen, welche den Stand der ortsanwesenden Bevölkerung am Zählungstage wesentlich verändern könnten, sollen nach Möglichkeit verhindert werden, und es ist wegen der Kram- und Viehmärkte bereits früher Vorsorge getroffen. Endlich wünscht der Minister, daß nach Beendigung des Zählgeschäftes über die bei der Zählung gemachten Wahrnehmungen auf Grund einer bereits 1880 getroffenen Anordnung berichtet werde.

Die Minister für Handel und Gewerbe und des Innern haben angeordnet, daß die in Folge Rundschreibens vom 13. Juni d. J. bezüglich der Explosion von Petroleumlampen und -Kochern bewirkten Feststellungen in entsprechender Weise auch fernerhin bis auf Weiteres stattfinden sollen und daß über die Ergebnisse jedesmal zum 1. Januar unter Vorlegung der ausgefüllten Fragebogen seitens der Regierung Bericht erstattet wird.

Die Verhältnisse in Sansibar haben sich sehr zu Ungunsten Deutschlands geändert, wie aus einem Briefe hervorgeht, den der erst kürzlich nach dorthin gereiste Dr. Fischer an seinen in Berlin lebenden Bruder geschrieben hat. Es heißt darin u. A.: „Die Verhältnisse hier in Sansibar haben sich in politischer Beziehung sehr geändert, seitdem ich es nicht wieder gesehen. Früher war Deutschland bei dem Sultan sehr beliebt, jetzt ist es ihm verhaßt. Bei seinem Eintreffen in Sansibar wäre es Gerhard Rohlfs noch ein Leichtes gewesen, den Sultan zu bewegen, sich unter deutsches Protektorat zu stellen, denn damals war die Uffagra-Erwerbung noch ein Geheimniß, jetzt ist sie es natürlich nicht mehr, und hat sich der Sultan ganz den Engländern in die Arme geworfen. Die englische Marinestation zur Ueberwachung des Sklavenhandels ist aufgehoben. Es werden in Folge dessen wieder mehr Sklaven eingeführt, obwohl es des Sultans Pflicht ist, es zu verhüten. Die Preise der Sklaven sind in weiterer Folge sehr gesunken. Kirk, der englische Generalkonsul, der früher gehaßt und gefürchtet war, gilt jetzt alles. Die Herren der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft gehen jetzt von allen Küstenplätzen aus vor. Dr. Jühlke ist von Tangani zum Kilima-Ndjaro, zwei andere von Lemir zu dem Massokomo gegangen. Der Sultan hat überall seine Flagge gehißt und Militärposten eingerichtet, so auch an der Formosa-Bai. Ein Konflikt kann nicht ausbleiben, besonders wegen Witu, doch kann es ja nichts helfen, der Sultan muß nachgeben. In Uffagra ist noch gar nichts geschehen, nicht einmal ein Haus ist gebaut. Graf Pfeil's Hütte haben die Araber in Brand gesteckt."

Aus Kiel schreibt man dem „Hamb. Korresp.", daß der Minister des Innern von Puttkamer gelegentlich seiner Anwesenheit, und zwar bei Vorstellung der Mitglieder des Magistrats und des Stadtverordneten-Kollegiums auf dem dortigen Rathhause am 10. d. M., dem Chef der Kieler Polizei seine ganz besondere Anerkennung über das energische Einschreiten gegen die sozialdemokratischen Führer Frohme und von Vollmar auszusprechen Gelegenheit nahm. Der Reichstag hat bekanntlich einer durchaus entgegengesetzten Auffassung Ausdruck gegeben.

Oesterreich-Ungarn.

In der Herbstsession des ungarischen Reichstages wird, wie die „Budapester Korresp." vernimmt, seitens der liberalen Partei ein Antrag vorgelegt werden, nach welchem die Dauer eines jeden Reichstages von drei auf fünf Jahre ausgedehnt werden soll. Das Blatt glaubt, daß die Regierung einem solchen Antrag nicht opponiren werde, so daß für den nächsten Reichstag die Abgeordneten schon auf fünf Jahre zu wählen wären; auch die Führer der vereinigten Opposition seien nicht gegen die Verlängerung der Zeitdauer des Mandates. Einige hervorragende Mitglieder des Abgeordnetenhauses, welche den kurzen dreijährigen Reichstags-Zyklus als in jeder Hinsicht nachtheilig für die Thätigkeit der Legislative halten, wollen die Dauer des Abgeordneten-Mandates auf vier Jahre verlängern. — Besser wäre es gewiß, wenn sich die Herren gleich auf Lebenszeit „wählen" ließen, sie könnten dann ungenirt ohne sich unangenehmen Aufregungen unterziehen zu müssen auf den „Wollsäcken" sitzen bleiben.

Frankreich.

Der Handelsminister Legrand hat die Präfekten in einem Rundschreiben angewiesen, ihm, so oft in ihrem Arrondissement ein Streik ausbricht, sofort über Ort, Umfang, Ursache und Dauer desselben, die Forderungen der Streikenden, die Vorschläge der Arbeitgeber, die Bedingungen, unter welchen die Arbeit wieder aufgenommen worden, die Löhne vor und während dem Streik, die Mittel der Streikenden und die etwaigen Ueberschreitungen des Koalitionsgesetzes von 1864, sowie die etwa folgten Verurtheilungen zu berichten, besonders aber noch über den Einfluß, welchen die Arbeitseinstellung auf den betreffenden Industriezweig ausgeübt hat, sei es durch Aenderung des Lohnsatzes oder durch Aufhören der Bestellungen, die dann der ausländischen Mitbewerbung zugeflossen sind. Der Minister wünscht namentlich über letzteren Punkt genaue Auskunft. Der Herr Minister würde gut thun, wenn er sich der Sache nach über die Ursachen der Streiks informiren und dahin wirken wollte, daß diese beseitigt werden. — Der Generalrath der Seine sprach gestern mit 50 gegen 8 Stimmen den Wunsch aus, daß das Kreuz auf dem Pantheon beseitigt und durch eine allegorische Figur, den „Ruhm" oder die „Unsterblichkeit", ersetzt werde.

Großbritannien.

Je näher die Wahlen kommen, welche die Entscheidung bringen werden, ob ein konservatives oder liberales Kabinet die Regierung führen soll, desto eifriger wird von beiden Parteien der Gimpelfang betrieben. Die eine Partei überbietet die andere förmlich in Betreff der Arbeiterfreundlichkeit. Am Freitag fragte im Unterhause der liberale Abg. Colling den Schatzkanzler, ob er die Diskussion der Bill, welche die Abstimmung aufhebt, wonach Personen, die von Armenmitteln Medizin und ärztliche Behandlung erhalten haben, das Stimmrecht entzogen wird, zu beschleunigen genehmige und ob er selbst für die Bill eintreten werde. Sir M. Hicks-Beach (konservativ) antwortete, die Regierung selber wolle diesem Uebelstande abhelfen durch eine entsprechende Bill, die der Präsident des Lokalregierungs-Amtes bereits am Montag einbringen würde. Samuel Smith, liberaler Vertreter für Liverpool, lenkt die Aufmerksamkeit des Hauses auf den enormen Nothstand unter den ärmeren Arbeiterklassen und die Uebervölkerung der großen Städte Englands, und stellt einen Antrag zu Gunsten eines obligatorischen technischen Unterrichtssystems für die im Alter von 14 bis 16 Jahren stehenden Kinder der ärmeren Klassen in Volksschulen, um ihnen eine Erziehung zu geben, die sie befähigt, sich im Inlande oder in den Kolonien eine Existenz zu gründen. Im Laufe der Begründung seines Antrages zitirte Smith Zitate aus dem Bericht der königlichen Kommission zur Untersuchung der Armenwohnungen, wonach es in London allein nicht weniger als 60 000 Familien giebt, von denen nur ein einziges Zimmer bewohnt. Sein Antrag bezweckt die Kinder zu retten, deren Umgebung nicht allein vom moralischen Standpunkte, sondern auch vom physischen nachtheilige sei. Der Minister des Innern, Sir Richard, erhebt Bedenken gegen ein obligatorisches Unterrichtssystem, glaubt aber, daß durch Gründung von freiwilligen Volksschulen viel Gutes gestiftet werden würde. Was die Uebervölkerungsfrage betrifft, so beabsichtige die Regierung, einen den Bericht der königlichen Kommission zur Prüfung der Armenwohnungen basirte Bill einzubringen, die, wie er hoffe, in der gegenwärtigen Session Gesetzeskraft erhalten werde. Der Antrag Smiths wird schließlich ohne Abstimmung abgelehnt. Die Uebervölkerungsfrage spukt, wie man sieht, auch im englischen Parlament, sie ist in Wirklichkeit gar nicht vorhanden. Ein Blick auf das benachbarte Irland genügt, um konstatiren zu können, daß lediglich die heutigen wirthschaftlichen Verhältnisse die traurigen Zustände hervorgebracht haben.

— Einiges Aufsehen erregt der Brief eines Stabsoffiziers aus Egypten, welcher die Räumung Dongolas sehr tadelnd bespricht. Ich möchte wissen — so äußert der Absender — ob die englische Nation überhaupt ein Gewissen hat. Ich bezweifle dies. So weit ich sehen kann, hat unsere Räumung nicht das mindeste Aufsehen irgend einer in der Heimath verursacht. Das Publikum hat es mit absoluter Gleichgiltigkeit hingenommen, daß 12 700 unglückliche Menschen linge Dongola den Rücken gewendet haben, von denen ruinirt ist und die Masse Hunger leiden wird, denn wenn diese Leute von ihrem kleinen Flecken Landes am Fluß mit ihrem Sakelnah und ihrer Kuh wegführt, besitzen sie andere Existenzmittel. Als wir vorigen Herbst nach D. gingen, befand sich die ganze Provinz in leidlichem Wohlstand. Unsere Okkupation hat zur Folge gehabt, daß sie jetzt ruinirt ist. Der ganze Platz ist verödet, und die Stadt absolut leer. Nicht ein einziger Eingeborener befindet sich derselben, ausgenommen einige wenige, die von unserer hut beschäftigt werden. Wir haben sämmtliche Einwohner vorher in ziemlich günstigen Umständen waren, in W

---

entstellt und die letzte Probe von Schwärze von den starken, festbesohlten Schuhen mit fortgenommen.

Die Ausrüstung der einsamen Wanderin bestand aus einem Bündel Kleidungsstücke, einer wollenen Decke, einem Säckchen mit einer Mischung von braunem Zucker und feingeriebenem Mais- und Weizenmehl, dem bekannten, sehr nahrhaften Pinole, und einem mäßig großen Lederschlauch mit Wasser. Wenn zu diesem aber noch der kräftige Knabe hinzugefügt wurde, so bildete das Ganze eine Last, die auf die Dauer auch für den stärksten Mann zu viel hätte werden müssen, zumal auf einem Boden, auf welchem die Füße bei jedem Schritt tief in das lose Erdreich einsanken, oder auch streckenweise gegen scharfes Gestein und dornenreiches Gestrüpp zu kämpfen hatten.

Doch was jeden andern ruhig überlegenden Menschen mit Besorgniß und Grauen erfüllt hätte, das beschäftigte nur zeitweise den Geist der jungen Mutter, und wenn das Bewußtsein ihrer hilflosen Lage wirklich zuweilen ihren letzten Muth zu brechen drohte, dann brauchte sie nur rückwärts zu schauen, um ihren wankenden Entschluß wieder zu befestigen und die sich ihr entgegenstellenden Hindernisse vor ihrer wild erregten Phantasie verschwinden zu machen. Hatte sie doch auf ihrer Flucht von der Mormonenstadt absichtlich, um einer Verfolgung zu entgehen und die ihr Nachsetzenden zu täuschen, die eigentliche Emigrantenstraße verlassen und den längst nicht mehr benutzten Weg durch die Wüste eingeschlagen. Was waren ihr drei, vier Wochen der Einsamkeit in der schrecklichen Wildniß, die sie nur dem Namen nach kannte? Sie wußte, welche Richtung sie beizubehalten hatte, um weiter oberhalb wieder in die Emigrantenstraße zu gelangen, die zur Zeit noch von Auswanderern belebt sein mußte, und das war ihr genug. Fort, weit fort vom Salzsee drängte es sie; fort von dem Lande, wo sie ein Paradies zu finden erwartete, und wo sie schmählich hintergangen worden war; fort, gleichviel, ob mit Gefahr ihres Lebens, wenn nur ihr Kind, ihr lieblicher Engel, gerettet wurde. —

„Ja, ich trage Dich durch diese Wüste," wiederholte sie fest und muthig, indem sie die niederhängenden Locken auf dem Gesicht des kleinen Knaben tanzen ließ, daß dieser jubelnd und kreischend mit beiden Händen um sich schlug. „Du bist nicht schwer — doch, Du bist sehr schwer und wohlgenährt, aber nicht zu schwer für Deine Mutter, und auf der Emigrantenstraße werden wir barmherzige Menschen finden, die sich unserer annehmen und uns nach Kalifornien bringen. Dort aber will ich arbeiten und sparen, bis ich die Mittel zusammen habe, die Rückreise nach der lieben süßen Heimath jenseits des Ozeans antreten zu können. — O Heimath! Wäre ich ihm doch nie gefolgt! Er war gut, er war edel, bis die neue Lehre ihn verdarb. Armes, armes Kind, was wirst Du dereinst sagen, wenn Du erfährst, wie Dein Vater an mir, Deiner bedauernswerthen Mutter, gehandelt? Im Vertrauen auf seine Liebe und durchdrungen von den scheinbar geläuterten christlichen Lehren gab ich meine glückliche Heimath auf, um ihm zu folgen. Ahnungslos und mit treuer Hingebung begleitete ich ihn auf der weiten Wanderung nach dem so verlockend geschilderten Ziel, um hier zum Bewußtsein einer schrecklichen Lage zu gelangen!"

Hier schwieg die junge Frau, und bittere heiße Thränen rollten über ihre bleichen Wangen auf den lächelnden Knaben hinab. Die Worte, die sie Anfangs, als ob er sie verstanden hätte, an ihren Liebling richtete, waren allmählich in ein Selbstgespräch übergegangen, oder vielmehr in laute Betrachtungen, die sie leiser und leiser vor sich hinmurmelte.

Nach einer kurzen Pause fuhr sie, wie aus einem Traume erwachend, heftig empor; ihre Wangen rötheten sich schnell wieder, und in seltsamem Feuer leuchteten ihre sonst so milden Augen.

„Ich, seine vor Gott und den Menschen rechtmäßig angetraute Gattin, ich, die ich an weiter nichts dachte, als ihm das Leben zu versüßen, ich mußte es dulden, daß er, heidnischen Gebräuchen huldigend, noch eine zweite Frau durch die Banden der Kirche an sich fesselte!" rief sie glühend vor Scham und Zorn aus, indem sie ihre Hände über dem Kinde krampfhaft in einander ballte. „Getäuscht, betrogen, schändlich betrogen, wie so viele meines Geschlechts, die in blindem Vertrauen ihren Gatten hieher nachfolgten! Betrogen und verhöhnt, und mir bleibt nur die Schande, der Tod in der Wüste!"

„Wasser!" stammelte der Knabe, und reckte den zweifelnden Mutter die Aermchen entgegen.

„Nein, nein, nicht den Tod begütigte die junge Frau über ihre eigenen Worte erschreckt zusammenfahrend; lieber alle Schande, allen Hohn der Welt ertragen. Du ja sonst Niemand mehr als Deine Mutter, Deine Mutter, die über Dich wachen und für Dich sorgen wird," fügte sie liebreich hinzu, indem sie den Schlauch entkorkte und das klaren Quellwasser in eine blecherne Tasse laufen ließ.

„Trinke, mein süßes Kind," sagte sie dann, den Knaben aufrichtend und die Tasse an seinen Mund haltend; „trinke nach Herzenslust, auch ich will ein Schlückchen nehmen, damit ich nicht entkräftet werde."

Der Knabe trank mit vollen Zügen; die junge Frau dagegen betrachtete unterdessen mit einem Seufzer den noch vollen Schlauch. Sie hatte ihn erst in der Frühe an einer Gebirgsquelle gefüllt und mochte darüber nachsinnen, wo und wann sie die Gelegenheit finden würde, sich mit einem neuen Wasservorrath zu versehen.

„Wenn der Inhalt nicht ausreichte," flüsterte sie vor sich hin, wußt, und ein leises Beben ergriff sie; „aber er muß reichen, wenn ich enthaltsam bin und mir nur den Gaumen netze. Das Wild wird mir schon rechtzeitig eine neue Quelle zeigen. Drei Tagereisen von hier soll ein Bach am Rande der Wüste dahinrieseln; gebrauchte ich auch vier Tage, so würde mein Knabe noch keine Noth leiden —"

In diesem Augenblick gab das Kind zu verstehen, daß es sich zur Genüge gelabt habe. Es waren noch einige Tropfen in der Tasse zurückgeblieben. Die Mutter trank mit denselben, wie sie eben gesagt hatte, ihren Durst und dann ihre geringen, aber unschätzbaren Habseligkeiten wieder vorsichtig zusammenpackend, traf sie Anstalten, die Wanderung fortzusetzen. Als sie aber ihren Knaben von der Erde aufheben wollte, da weigerte sich dieser, Folge zu leisten. Ein leiser Wind war von Südwest aufgesprungen und trieb spielend lange Streifen loser Sandtheilchen über den trügerischen Erdboden

und Bettler verwandelt, und viele derselben werden zweifelsohne Hungers sterben, und Niemand in der Heimath, so weit ich beurtheilen kann, widmet alle dem einen Gedanken. Ich glaube nicht, daß irgend eine Nation jemals eine kaltblütigere, feigere, gottlosere Handlung der Selbstsucht beging, als wir durch unsere Räumung von Dongola begangen haben." — Der Schreiber wird in Betreff des Gewissens nicht so ganz Unrecht haben, vorausgesetzt, daß er mit dem Ausdruck „Nation" diejenigen bezeichnen will, welche den Krieg überhaupt angezettelt haben.

Egypten.

Gestern wurde der Mahdi todt gesagt und heute marschirt er bereits wieder lustig in der Wüste nach Oberegypten zu. Man behauptet, daß er willens ist, die Stadt Sint zu besuchen. Sint ist die Hauptstadt Oberegyptens, der südliche Punkt des Eisenbahnnetzes und ein durch seinen früheren Handel mit dem Sudan wohlbekannter Ort. Bereits in den früheren Zeiten bildeten die Oasen die vielbesuchte Handelsstraße, auf welcher die Sklaven- und Handels-Karawanen von Kordofan und Dongola nach Egypten sich bewegten. Aus der Provinz Dongola selber hat die egyptische Regierung 12 000 Dongolanen herausgezogen, die ihr treu geblieben sind und den Engländern im Kampfe gegen den Mahdi zur Seite stehen sollen. Inzwischen überfüllen sich die nördlichen Städte immer mehr mit Flüchtigen aus dem Sudan. Nie gesehene Typen der schwarzen Bevölkerung des Sudan, der Mehrzahl nach Nubier, erfüllen gegenwärtig die Straßen der Hauptstadt Egyptens und erinnern an die Zeiten des Alterthums, in welchen die Aethiopier aus dem innersten Sudan mitten unter der egyptischen Bevölkerung ihre Sitze aufgeschlagen hatten.

Amerika.

Ueber die Wirren in Zentral-Amerika verbreitet ein Bericht, welcher der „Nat.-Ztg." aus Guatemala zuging, etwas mehr Licht. Derselbe lautet: Die Zustände in Mittel-Amerika sind noch immer in der größten Unordnung. Der Kongreß von Guatemala hat einen gewissen Barillons zum Präsidenten ernannt, und dieser bestrebt sich, die Härten und Ungerechtigkeiten seines Vorgängers Barrios in Vergessenheit zu bringen und wieder gut zu machen. Die berüchtigte Penitenciaria (Gefängniß) in Guatemala, wo Barrios seine persönlichen und politischen Gegner eingesperrt hielt und prügeln ließ, ist jetzt geöffnet und wird von allen Bewohnern der Stadt besichtigt. Augenzeugen berichten wahre Greuel über diesen Ort. 60 Personen wurden in Freiheit gesetzt. Drei derselben waren durch die Länge der Haft und der Leiden zu Idioten geworden. In einem Loche unter einer Mauer wurde ein Mann gefunden, dessen Namen man noch nicht ermitteln konnte, da Barrios seine Kerkermeister öfter wechselte. Der Unglückliche, dessen Haut zu Pergament zusammengeschrumpft ist, wird mit Milch am Leben erhalten. Er hat die Sprache verloren. Man glaubt, daß es ein Priester ist, der vor ca. 11 Jahren plötzlich verschwand. Barillos sitzt nicht fest auf seinem Präsidentenstuhle, er hat sein Ministerium bereits geändert. Man befürchtet den Ausbruch einer Revolution gegen alle Anhänger des Barrios.

In San Salvador hat man den Dr. Zaldivar, der nach der Schlacht von Chalchwepa (bekanntlich fiel Barrios in dieser Schlacht) den Versuch machte, die zentralamerikanische Union herzustellen, welcher Versuch aber an der Eifersucht der verschiedenen Machthaber kläglich scheiterte, fortgejagt. Er hat aber noch den Anschein bewahren können, als habe er abgedankt. Der jetzige Präsident ist Figueroa. Diesem macht der General Menendez, ein Feind der Regierung des Zaldivar und Barrios, den Präsidentensitz streitig. Menendez hatte sich Ende 1884 mit Barrios verbündet, um wenigstens zunächst den Zaldivar zu stürzen. Eine mächtige Partei hängt in San Salvador dem Menendez an. Nach dem Tode des Barrios erklärte er sich wieder unabhängig von Guatemala und proklamirte den Krieg gegen Zaldivar auf eigene Faust und setzt denselben jetzt gegen Figueroa fort. Er hat 1500 Mann gesammelt und hält St. Ana, Cojutepeque und andere wichtige Punkte besetzt. Nikaragua hat dem Figueroa 600 Mann zu Hilfe geschickt. Seit Anfang Juni schlagen sich die verschiedenen Banden herum. Am 13. Juni errangen die Truppen des Figueroa bei Guayabel einen kleinen Vortheil. Es ist aber anzunehmen, daß Menendez sein Ziel erreicht und Präsident wird und daß dann wieder neue Revolutionen folgen. Zaldivar wird seine „Ersparnisse" in Europa verzehren.

Honduras ist ruhig; in Nikaragua erwarten alle Parteien mit Spannung das Resultat der Berathungen und Verhandlungen über den Nikaragua-Kanal, welche in Washington geführt werden. Costa-Rica ist weiter bestrebt, sich aus seinen Schulden herauszuarbeiten.

Auf dem Isthmus von Panama ist es ebenfalls ruhig; die Kanalarbeiter kehren in Schaaren an ihre Arbeit zurück. Die verschiedenen Gruppen der Revolutionäre, welche seit ca. 1½ Jahr das unglückliche Kolumbien verwüsten, sind zum größten Theile zersprengt. Aber ein Rest von 6—7000 Mann, gut bewaffnet und geführt, steht noch bei Baranquilla. Zur Vernichtung dieser Schaar marschiren die Truppen der Zentralregierung von allen Seiten auf Baranquilla. Colon (Aspinwall) beginnt wieder aus seiner Asche zu erstehen.

Kommunales.

Zur nächsten Stadtverordnetenwahl, welche im November d. Js. stattfindet, ist es erforderlich, daß sich jeder Wähler davon überzeugt, ob sein Name in die Wählerliste eingetragen ist, **wer nicht eingetragen ist, geht des Wahlrechtes verlustig.**

Die Liste der stimmfähigen Bürger ist nach Vorschrift der §§ 19 und 20 der Städteordnung vom 30. Mai 1853 berichtigt und wird nunmehr in der Zeit

vom 15. bis einschließlich den 30. Juli d. J. täglich von 9 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Nachmittags im Wahlbureau des Magistrats, Breitestr. 20a, 2 Tr., öffentlich ausliegen.

Während dieser Zeit kann jedes Mitglied der Stadtgemeinde gegen die Richtigkeit der Liste Einwendungen erheben. Dieselben müssen in der gedachten Zeit **schriftlich** angebracht werden; **später eingehende Einsprüche können nicht berücksichtigt werden.**

Die städtische Schuldeputation fordert diejenigen Eltern, Vormünder ꝛc., welche Kinder in die hiesigen Gemeindeschulen zum 1. Oktober d. J. aufgenommen zu sehen wünschen, auf, sich sofort und spätestens bis zum 15. August cr. mit den Impfscheinen der Kinder behufs Einschulung derselben bei den Bezirks-Schulkommissionen zu melden. Anträge, welche erst nach dem 15. August cr. eingehen, können von den Schulkommissionen nur dann für die betreffenden Bezirksschulen berücksichtigt werden, wenn nach Unterbringung der früher angemeldeten Kinder in den betreffenden Schulen noch Platz vorhanden ist. Die Schul-Kommissionen sind berechtigt, nach Befinden der Umstände auch die Beibringung des Geburtsattestes (resp. Taufscheines) der Kinder zu verlangen, zu deren kostenfreien Erlangung im Falle der Bedürftigkeit für die in Berlin geborenen Kinder von den Bezirksvorstehern Formulare in Empfang genommen werden können. Diejenigen Eltern ꝛc., welche am 1. Oktober d. J. verziehen und denen die neue Wohnung bereits vor dem 15. August cr. bekannt ist, werden gut thun, die Anmeldungen ihrer Kinder bei derjenigen Schulkommission zu bewirken, in deren Bezirk die von ihnen zu beziehende neue Wohnung liegt. Die genannte Deputation weist dann auch darauf hin, daß die Schulkommissionen von der Beibringung eines Taufscheines der aufzunehmenden Kinder im Allgemeinen Abstand nehmen können, daß es indeß dem Ermessen der Schulkommissionen überlassen bleibt, ob sie bei der Aufnahme der Kinder in die evangelischen Schulen die Vorzeigung von Taufscheinen verlangen oder sich sonst von der Zugehörigkeit der Kinder zu der evangelischen Kirchengemeinschaft überzeugen wollen. In Bezug auf die Einschulung der katholischen Kinder behält es bei den in der „Instruktion für die Schulkommissionen, Anhang I." aufgeführten Bestimmungen auch fernerhin sein Bewenden.

Beschränkung der Sonntagsarbeit. Das Kuratorium des städtischen Zentral-Viehhofes bringt zur öffentlichen Kenntniß, daß vom Sonntag, den 19. Juli d. J. ab die Schlachthäuser auf dem städtischen Zentral-Schlachthofe an den Sonntagen und den allgemeinen Feiertagen nur noch bis 9 Uhr Vormittags geöffnet sein werden. An den genannten Tagen können daher fortan nach 9 Uhr Vormittags Schlachtungen nicht mehr stattfinden.

Lokales.

Die Einrichtung der städtischen Flußbadeanstalten ist äußerst primitiv und bedarf dringend einer Verbesserung. Vor Allem ist die geringe Größe der Bassins zu tadeln. Dieselben sind im Durchschnitt nur 30 Fuß lang und 18 Fuß breit und bei diesen Dimensionen nicht im Stande, dem gewaltigen Andrange der Badenden zu genügen. Der Boden dieser Bassins ist schief gelegt, so daß sich vorn die Nichtschwimmer, hinten, wo es tiefer ist, die Schwimmer aufhalten müssen. Von Schwimmen kann bei einem so beschränkten und zudem überfüllten Raume kaum die Rede sein. Ferner ist das Fehlen jeder Zellen zu tadeln, weiter auch die in hygienischer Beziehung zu verwerfende Einrichtung, daß die Garderobe der Badenden dicht neben einander an den Wänden aufgehängt und somit die Uebertragbarkeit schleichender Krankheiten und des Ungeziefers leicht ermöglicht wird. Andere Uebelstände seien nicht einmal erwähnt. Kurz, die städtischen Flußbadeanstalten sind unverändert so geblieben, wie sie am 20. Mai 1853 errichtet wurden. Für die damalige geringe Bevölkerung der Stadt, so wird der „Voss. Ztg." geschrieben, mochten die Einrichtungen genügen. Jetzt aber, nachdem dieselbe auf 1¼ Millionen angewachsen ist, sind sie unzureichend. Unwillkürlich lenkt sich der Blick auf die in England, Frankreich und Belgien für die arbeitenden Klassen eingerichteten Badeanstalten. Sie vereinigen vorzügliche Einrichtungen mit billigen Preisen und haben zudem den Vortheil, daß sie im Winter benutzbar sind. Ihre Errichtung geschah aus städtischen Mitteln, da man sie als dem Gemeinwohl ungemein förderliche Institute betrachtete, die in jeder Beziehung unterstützt werden müßten. Man erhält dort warme, kalte und Douchebäder. London, Dundee, Glasgow, Manchester, Brüssel, Paris u. s. w. besitzen solche städtische Badeanstalten, welche auch von den Wohlhabendsten benutzt werden. Wir bezahlten in einer derselben in London für ein warmes Bad zweiter Klasse inkl. Handtuch nur 2 Pence (ungefähr 20 Pfg.) und für ein kaltes Bad zweiter Klasse inkl. Handtuch nur 1 Penny. In Paris zahlten wir für ein warmes Bad derselben Klasse 20 und für ein kaltes 10 Zentimes (16 und 8 Pfg.) Bei solchen Preisen ist es auch dem ärmsten Theile der Bevölkerung möglich, wenigstens einmal in der Woche ein warmes Reinigungsbad zu nehmen. Man muß in London gewesen sein, um den gewaltigen Andrang von Fabrik-, Werft-Lastarbeitern ꝛc. zu sehen, welche baden wollen. Wesentlich erleichtert wird die Möglichkeit noch dadurch, daß jeder Frau gestattet ist, ein Kind unter 8 Jahren unentgeltlich mit in die Zelle zu nehmen, daß ferner 3 bis 4 Kinder bis zum Alter von 8 Jahren in einer Zelle zusammen baden dürfen und nur den Preis für eine erwachsene Person zu zahlen brauchen. Von deutschen Städten erfreuen sich nur Hamburg, Hannover und Nürnberg annähernd billiger Badetarife. Berlin ist in dieser Beziehung die theuerste Stadt Europas. Der arbeitenden Klasse der Bevölkerung wird im Winter das Baden in Folge der hohen Preise geradezu zur Unmöglichkeit gemacht. Unserer Ansicht nach wäre es eine der hervorragendsten und zugleich segenvollsten Aufgaben unserer Stadtverwaltung, einmal diese ganze Materie schärfer ins Auge zu fassen und ähnliche Einrichtungen, wie die oben angeführten, zum Wohle der weniger bemittelten Bevölkerung zu treffen.

Der Gesundheitszustand der Bevölkerung Berlins war in der Woche vom 28. Juni bis 4. Juli ein ziemlich günstiger, wenn man von dem in Folge der anhaltend hohen Temperatur der Luft massenhaft vorkommenden Darmkatarrhen und Brechdurchfällen der kleinen Kinder absieht. Letztere führten allein in 225 Fällen, von denen 210 Kinder unter 1 Jahr betrafen, zum Tode. Wie immer, sind es auch dies Jahr die dichtbevölkerten Stadttheile (Rosenthaler Vorstadt, das Stralauer Viertel, der Wedding), in denen diese Krankheitsformen die meisten Opfer forderten. Auch Erkrankungen an Ruhr zeigten sich häufiger, ohne jedoch epidemischen Charakter anzunehmen. — Masern, Scharlach und Diphtherie riefen weniger Erkrankungen hervor. Erstere waren besonders in den beiden Louisenstädtischen Stadttheilen, letztere außer in diesen Stadttheilen im Stralauer Viertel am häufigsten. Typhöse Fieber kamen am häufigsten gleichfalls in den beiden Louisenstädtischen Stadttheilen zur Anzeige. Abgenommen haben Erkrankungen an Keuchhusten und an akuten entzündlichen Prozessen der Athmungsorgane. Eine Erkrankung an epidemischer Genickstarre gelangte zur Aufnahme ins Krankenhaus, weitere Pockenerkrankungen sind nicht gemeldet worden. Rosenartige Entzündungen des Zellgewebes der Haut sowie Erkrankungen im Kindbett zeigten gleichwie rheumatische Beschwerden aller Art gegen die Vorwoche keine wesentliche Veränderung in ihrem Auftreten.

Während des Monats Mai gelangten in Berlin 315 Proben von Nahrungs- und Genußmitteln zur Untersuchung, von denen 70 beanstandet werden mußten. Die Beanstandungen betrafen, wie die „N. Pr. Ztg." mittheilt, Butter, Mehl, Gries, Kakao, Chokoladen und Chokoladenpräparate, Blockzucker, Ingwer, Saffran, Cassia, Piment, Pfeffer, Milch, Wein, Himbeersaft, sowie Verpackungen von Erbsenmehl und Feigenkaffee. Keinen Grund zu Beanstandungen boten Brot, Eiernudeln, Zichorien, Muskatblüthe, Thee und Selterwasser. In drei Fällen war die als Kuhbutter verkaufte Waare (zwei Proben waren Faß- und eine Stückenbutter) reine Kunstbutter. Gries und Mehl waren in 5 Fällen verdorben, zum Theil widerlich mit Mehlmilben verunreinigt. Kakaopulver war in einem Falle übermäßig reich an kohlensauren Alkalien und enthielt etwa 4,5 pCt. Soda. Diese Zusätze werden nach dem sogenannten holländischen Verfahren zur Aufschließung und Löslichmachung verwandt. Man besitzt jedoch zur Zeit andere Aufschlagsmethoden, welche eine Verunreinigung des Kakaos nicht herbeiführen. Chokoladen und deren Surrogate waren wieder häufig falsch deklarirt, auch mit Sandelholz, Eisenocker oder armenischem Bolus behufs Färbung versetzt. Unter den Gewürzen wurde Pfeffer theils verfälscht, theils stark unrein befunden; Saffran erwies sich in zwei Fällen als völlig gefälscht; Ingwer als stark mit Mehl und Ocker versetzte extrahirte Cassia, Piment stark unrein und unrichtig deklarirt, indem Gewürznelken als Piment verabreicht waren. Blockzucker war in einem Falle ganz dunkelroth gefärbt durch übermäßige Anwendung eines Anilinfarbstoffes, in einem Falle schon an sich unrein, mit Eisenocker versetzt und gefärbt. Vollmilch erschien in zwei

---

Die beweglichen Sandtheilchen hatten des Kindes Aufmerksamkeit erregt, und wie jüngst die Locken der Mutter, so suchte es jetzt diese sich anzueignen.

„Komm, mein Kind," sagte die Mutter zärtlich, und ihr gramerfülltes Antlitz erhellte sich zu einem flüchtigen Lächeln, „komm, die Frühstunden eignen sich am besten zur mühevollen Wanderung; nachher, wenn wir erst eine größere Strecke zurückgelegt haben, dann wollen wir rasten und mit dem Sande spielen."

„Spielen, spielen!" rief das Kind, sich eigenwillig auf die Seite werfend.

Die Mutter lächelte wieder, hob den Kleinen trotz seines heftigen Sträubens empor, befestigte ihn so vor sich in die Decke, daß er um sich zu schauen vermochte, und nachdem sie sodann ihren breitrandigen Strohhut etwas seitwärts gezogen, um dem Kinde Schutz gegen die hellen Strahlen der Sonne zu gewähren, ergriff sie ihren langen Wanderstab, und ohne Seufzer oder Klage, aber stets noch plaudernd mit dem Kinde, schritt sie gerade in die Wüste hinein. —

Die Sonne war um diese Zeit vollständig hinter der östlichen nackten Bergreihe hervorgetreten, und indem sie ein blendendes falbes Licht über die Ebene und die dünenartigen Sandanhäufungen nahe der Felsenkette verbreitete, erwärmte sie schnell die nahe dem Erdboden lagernden Luftschichten, daß diese, sich langsam mit den oberen kühleren vermischend, sichtbar in wellenförmiger Bewegung flimmerten und bebten. Der Wind strich leise dahin, und immer weiter dehnten sich die tanzenden Flugsandstreifen aus, auch in größerer Entfernung leicht erkennbar an der helleren Farbe.

Außer der wandernden Mutter mit ihrem Kinde war im weitesten Umkreise kein lebendes Wesen zu entdecken. Kein Laut, kein Ton, ob nun drohend oder jammernd, deutete darauf hin, daß die Natur auch in diesem traurigen Erdwinkel vereinzelte ihrer Geschöpfe untergebracht habe. Es war, als habe ein Fluch auf der ganzen Landschaft geruht, ein Fluch, der jedes organische Leben schon im Keime erstickte, und nur das kümmerliche Gedeihen der den Menschen und Thieren feindlichen Dornengewächse gestattete.

Doch blind für alles dieses verfolgte die Wanderin ihren Weg. Sie hatte den nebelähnlichen Gipfel eines am nordwestlichen Horizont auftauchenden Berges zu ihrem Ziel gewählt, und unbekümmert um die tödtliche Einsamkeit, lenkte sie ihre Schritte auf denselben hin. Die zunehmende Wärme und die schwere Last trieben den Schweiß in Perlen von ihrer Stirn, allein sie achtete nicht darauf. Sie fühlte sich noch stark, so stark, als ob ihre Kräfte nie zu erschöpfen gewesen wären. Ihr Kind war eingeschlafen; vorsichtig vermied sie jede Bewegung, die dasselbe hätte wecken können, und mit innerer Zufriedenheit bemerkte sie, daß der Sand immer lustiger und höher vor dem wachsenden Winde dahinstäubte. Sie hoffte, ihren erwachenden Kleinen mit dem sonderbaren Schauspiele zu erfreuen; gewährte es ihr doch selbst einige Unterhaltung, zu beobachten, wie die weißen Streifen sich bald verlängerten, bald verkürzten, oder sich auch zu großen regsamen Flächen vereinigten und dann wieder schnell in kleine Felder auseinanderrissen.

Plötzlich fuhr sie, indem sie zur Seite schaute, erschreckt zusammen. Ihre Blicke waren auf einen klaren See gefallen, der seine zitternden Fluthen mit reißender Schnelligkeit bis auf etwa hundert Schritte an sie heranwälzte und sich dann zu beiden Seiten vor ihr ausdehnte. Sie faßte sich indessen schnell wieder, und die Hand auf ihre Brust legend, wie um das heftige Pochen des Herzens zu beruhigen, blickte sie, ohne die Eile ihrer Schritte zu mäßigen, eine Zeit lang mit besorgnißvoller Theilnahme auf den trügerischen Wasserspiegel.

„O, wenn es doch Wasser wäre," sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „süßes, klares Wasser; ich brauchte dann nicht zu sparen. — Aber es ist Täuschung, für den Durstigen bittere, martervolle Täuschung," fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß der See mit seiner leicht gekräuselten Oberfläche gleichen Schritt mit ihr hielt und, wenn sie sich ihm zu nähern trachtete, neckisch vor ihr zurückwich.

„Und dort die Inseln mit den schattigen Baumgruppen," nahm sie nach einer längeren Pause ihr Selbstgespräch wieder auf, „wie würde mein Knabe sanft schlummern unter dem schattigen Laubdach, oder spielen am Rande des seichten Gewässers! Aber es ist Täuschung; dort verschwindet eine Insel, die Bäume schrumpfen zu Artemisia-Büschen zusammen, hier steigt eine andere Insel aus den Fluthen empor — aber ich will nicht mehr darauf hinblicken, es stimmt mich trübe.

So sprechend, senkte sie die Augen vor sich auf die Erde, in welche ihre Füße stellenweise bis an die Knöchel einsanken.

Der Wind hatte sich erst wenig verstärkt, doch fiel es ihr auf, daß die Schicht des treibenden Flugsandes bedeutend höher geworden war, und die weißen Streifen nicht mehr, wie kurz vorher, auseinandergerissen, sondern, so weit die Luftspiegelung nicht den Erdboden mit einem bläulichen Schleier verhüllte, eine einzige bewegliche Decke bildeten.

Da fuhr ein heftigerer Windstoß über die Ebene, und indem die junge Frau ihre heiße Stirn demselben darbot, gewahrte sie, daß eine dichte Staubwolke den Spiegel des Sees trübte und zerriß.

„Ich werde meinem Knaben das schöne Schauspiel nicht mehr zeigen können, wenn der Wind noch zunimmt," sagte sie, mit einer Anwandlung von Bedauern den zerstörten See betrachtend.

„Trinken!" rief das Kind mit noch geschlossenen Augen; im nächsten Augenblick hob es aber den Kopf empor, und mit dringenderem Ausdruck wiederholte es seinen Wunsch nach Wasser.

Die Mutter stand still und warf einen Blick rückwärts. Ueber der zurückgelegten Bahn lagerte ein dichter Schleier des trübenden Sandes; das Gebirge und der Paß waren aber noch sichtbar, und leicht berechnete sie, daß sie schon gegen sechs englische Meilen gewandert sei.

„Es ist freilich noch früh, aber trinken sollst Du, mein Kind," sagte sie zärtlich, indem sie sich ihrer Bürde entledigte. „Ja, trinken und auch etwas essen, damit mein Engel keine Noth leidet."

Mit diesen Worten öffnete sie das Säckchen mit dem Pinole, und nachdem sie von dem feinen, versüßten Mehl in die Tasse gethan, fügte sie so viel Wasser hinzu, bis dadurch eine Art von Suppe entstand.

(Fortsetzung folgt.)

Fällen abgerahmt. Rothwein zu relativ hohen Preisen bis 6,5 M. die Flasche, war theilweise stark gewässert und gespritet, theilweise durchaus ordinärer Rothwein, auch stark gegypst. Diese Weine waren aus Schanklokalen mit weiblicher Bedienung entnommen. Auch Weißweine, als Rheinweine bester Marken, Johannisberger und Liebfrauenmilch bezeichnet, erwiesen sich als sehr zweifelhafte Produkte. Himbeersaft war in einem Falle völlig erkünstelt, ein anderes Mal, um reichhaltiger zu erscheinen, mit Anilin aufgefärbt.

In einem von Seiten der streikenden Maurer erlassenen Flugblatt, das wir im Auszuge mitgetheilt haben, ist im Großen und Ganzen auseinandergesetzt worden, was eine Maurerfamilie mit 4 Kindern in Berlin gebraucht. Heute wird der „Nat. Ztg." von einem Streikenden ein spezialisirter Etat einer Maurerfamilie mit 4 Kindern übermittelt. Herr H. Gesell, Heiligegeiststraße 52, macht über die Ausgaben eines Maurers folgende Mittheilungen. Nach diesem Gewährsmann soll eine Maurerfamilie mit 4 Kindern wöchentlich gebrauchen für Brot 1,80 Mk., für Butter ³/₈ Pfd. à Tag gleich 45 Pf., für Käse oder Wurst à Tag 15 Pf., für die Woche also 4 Mk. 20 Pf., an Kaffee pro Woche ½ Pfd. gleich 55 Pf., Zichorien 10 Pf., Zucker 1 Pfd. gleich 35 Pf., für Mehl 40 Pf., Kartoffeln und Gemüse 80 Pf. Der Fleischkonsum wird wie folgt berechnet: pro Tag ½ Pfd. Fleisch gleich 30 Pf., Sonntag 1 Pfd., also wöchentliche Ausgabe 2 Mk. 40 Pf., für Salz und Gewürze werden die Woche vorausgabt 20 Pf., für Milch à Tag ¾ Liter à 15 Pf., die Woche also 1 Mk. 5 Pf., für Bier à Tag 1 Flasche, Sonntags 2 Flaschen, also wöchentlich 80 Pfennige; die Ausgaben für Licht und Feuerung werden die Woche mit 1 Mark 80 Pfennige angesetzt, für den Mann werden bei der Arbeit auf dem Bau pro Tag noch 40 Pfg. verlangt, also pro Woche — der Sonntag fällt fort — 2 Mk. 40 Pfg., für Lebensmittel würde der Etat einer Maurerfamilie mit 4 Kindern pro Woche hiernach 17 Mk. 5 Pf. betragen, im Jahre also 886 Mk. 60 Pfg., hierzu kommen in der Aufstellung für Miethe 240 Mk., Kranken- und Sterbekasse 30 Mk. 20 Pf., Steuern 21 Mk. 60 Pfg., Kleidung 100 Mk., Wäsche 30 Mk., Schuhwerk 50 Mk., Doktor und Apotheke 30 Mk., Schulbücher 8 Mk., in Summa also 1396 Mk. 40 Pf. Nach unserm Gewährsmann soll ein Maurer, wenn die Witterung günstig ist, im Jahr 2450 Stunden arbeiten können, das würde bei dem Stundenlohn von 50 Pfg., den die Maurer jetzt verlangen — bezahlt sind meistens 40, stellenweise auch 45 Pfg. pro Stunde — eine Einnahme von 1225 Mk. ergeben, also noch ein Defizit von 172 Mark 40 Pfg. zu decken sein. Auf welche Weise dieses Defizit hier gedeckt wird, hat unser Gewährsmann nicht angegeben. In sehr vielen Familien helfen die Frauen die Einnahmen noch insofern vermehren, als sie die Wäsche für Bekannte besorgen, Mäntel nähen, hin und wieder auch „Aufwartstellen" versehen. Sehr viele Familien nehmen, wie nachgewiesen, Schlafburschen auf, wodurch die Ausgabe für die Miethe bedeutend reduzirt wird, die Wohnungsräume aber derartig belegt sind, daß sie in sanitärer Beziehung viel zu wünschen übrig lassen.

g. **Eine lehrreiche Paßgeschichte.** Ein in der vergangenen Woche aus Mielec (Galizien) nach Berlin gekommener Handelsmann Namens G. kehrte am vergangenen Freitag Mittag von mehreren Geschäftsgängen nach seiner in der Klosterstraße belegenen Wohnung zurück, als kurz vor der Hausthür an ihn ein Schutzmann herantrat, welcher von G. die Vorzeigung seines Passes verlangte. Unglücklicher Weise führte G. den ihm für das Ausland auf drei Jahre ausgestellten Paß nicht bei sich, er erwartete dessen Eintreffen in Berlin erst am nächsten Tage Morgens (also am Sonnabend), denn G. hatte den Paß einzustecken vergessen, war ohne denselben abgereist und hatte um Nachsendung ersucht. Inzwischen hatten sich, wie dies in Berlin bei der geringsten Auffälligkeit immer geschieht, zahlreiche Menschen um G. und den Schutzmann gesammelt, welche die Beiden auch begleiteten, als der Schutzmann den G. nach dem Polizeirevierbureau sistirte. Hier legte G. eine große Anzahl von Briefschaften vor, desgleichen nannte er mehrere hiesige Firmen, wodurch er seine Persönlichkeit nachweisen wollte. Auch erbot er sich behufs seiner Freilassung bis zum Eintreffen des Passes Waaren von namhaften Werthe als Kaution zu stellen, sowie 50 M. zu deponiren, damit man nach seiner Heimath telegraphiren sollte, um sich zu erkundigen, daß ihm ein Paß ertheilt worden sei — aber Alles half nichts, man verlangte eben diesen Paß und da G. ihn nicht aufweisen konnte, wurde er in Polizeigewahrsam genommen. Nachdem er sich bis gegen 4 Uhr Nachmittag auf der Wache des Polizeirevierbureaus befunden hatte, wurde er nach dem Molkenmarkt überführt, wo er dieselben vergeblichen Versuche machte, auf freien Fuß zu kommen. Erst nachdem G. 26 Stunden der Außenwelt entzogen war, kam seine Erlösung durch den wirklich eingetroffenen Paß, welcher ordnungsmäßig ausgestellt war und auf dessen Grundlage G. sofort freigelassen wurde. Und die Moral von der Geschicht? — Vergeß' den Paß auf deinen Reisen nicht!

Das große Hinderniß-Wettlaufen der Sudanesen auf der schwedischen Eisbahn gestaltete sich am Sonntag für unsere Sportswelt zu einem Ereigniß. Trotz der beispiellosen Hitze war das weite Terrain mit einer ungeheuren und froh erregten Menschenmenge bedeckt, die den Spielen, Kämpfen, Tänzen u. s. w. der Sudanesen mit Interesse folgten. Um 6½ Uhr verkündete ein Hornsignal den Beginn des ersten Laufens, zu dem sich die Sudanesen Sali Isa, Jopp Jopp und Abdesam, sowie 6 Berliner Schnellläufer stellten. Die 550 Meter lange Bahn, mit ihren zahlreichen und originellen Hindernissen mußte drei Mal durchlaufen werden, eine Aufgabe, die die Vorgenannten mit Bravour unter der größten Heiterkeit und Aufregung des Publikums lösten. Herr Gamolli, ein Berliner, ging als Erster in 5 Minuten 20 Sekunden unter Beifallssalven des Publikums durchs Ziel, während sich Abdesam 4 Sekunden später mit dem zweiten Preise begnügen mußte; Herr Seiffert dritter. Um 7 Uhr folgte ein Flachrennen, bei dem sich 6 Läufer stellten. Herr Mils, ein Berliner, ging als Erster, Bahn 5 Mal zu durchlaufen, in 8 Minuten 3 Sekunden durchs Ziel Hassan, Sudanese, 2 Sekunden später. Gegen den Sieger lief ein Protest ein, der als berechtigt anerkannt werden mußte. Im dritten und letzten Laufen, Bahn drei Mal mit Hindernissen, stellte sich Jop Jop und Abdesam, sowie 7 Berliner Konkurrenten. Aus diesem Laufen ging der Sudanese Abdesam in 4 Minuten 35 Sekunden als Sieger hervor, während Herr Mils in 5 Min. 8 Sekunden die rosa, Herr Kaptain Silbon 4 Sekunden später die hellblaue Schärpe durchs Ziel führte. Dies Hindernißlaufen soll am Donnerstag wiederholt werden. In dieser Woche werden die Sudanesen neben ihren Vorstellungen, täglich Wettrennen mit ihren Kameelen abhalten, die jedenfalls den Reiz der Neuheit für sich haben. Die Vorstellungen beginnen von heute ab, Nachmittags 1 Uhr.

r. **In vielen unserer größeren Sommerlokale** macht sich gegenwärtig eine Erscheinung bemerkbar, die für das Publikum wenig erwünscht, ja sogar nachtheilig und schädlich ist. In solchen Lokalen findet man nicht selten eine ganze Schaar junger, wohl noch schulpflichtiger Bursche, die sich mit dem Einsammeln des leeren Geschirres und der leeren Trinkgläser beschäftigen, was ja an verkehrsreichen Tagen den überhäuften Kellnern ihre Arbeit wesentlich erleichtert. Indessen mischen sich unter diese jugendlichen Hilfsarbeiter auch sehr häufig recht zweifelhafte Elemente; sie sind äußerst aufmerksam und rührig und sammeln nicht blos die leeren Schankgeräthe, sondern gehen in ihrem Sinne für Ordnung sogar so weit, jedes am Boden liegende Stück Papier sofort aufzuheben, sobald eine Gesellschaft ihre Plätze verlassen hat. Daß bei dieser Beschäftigung in einem Lokale, wo Tausende von Leuten verkehren, immer etwas für die Jungen herausschaut, ist begreiflich; das Gefährliche aber bei der Sache ist, daß von den kleinen Zufällen des Findens bis zu den zahlreichen Gelegenheiten zum Stehlen nur ein kleiner Schritt ist; ob die bei einbrechender Dunkelheit vor den Spiel- und Würfelbuden in solchen Lokalen hauptsächlich an Damen verübten Taschendiebstähle mit der Thätigkeit dieser jungen Bursche in Verbindung stehen, ist zwar thatsächlich schwer festzustellen, hat aber die Vermuthung der Wahrscheinlichkeit für sich. Jedenfalls thäten die Wirthe gut, nur solchen Jungen die Beschäftigung im Lokale zu gestatten, die ihnen als ehrlich und zuverlässig bekannt sind, denn an sich ist wohl kaum etwas dagegen zu sagen, wenn Kinder sich in dieser Weise nützlich machen. Allein solche jungen Strolche schädigen nicht nur das Plubikum und den guten Ruf des Lokals, sondern sie verderben auch andere Knaben, die sie mit ihrer Beute anlocken und in ihre Netze ziehen.

Die nachstehend „verliebte" Annonze hat das „Berl. Frdbl." entdeckt. Dieselbe ist gar zu — rührend, als daß sie nicht verdiente, auch von uns verbreitet zu werden: „Goldfischteich. Die junge Dame im schw. Kleid, mit d. feinen Zügen u. d. bräunl.-blond., sich kräuselnd. Haar, w. am Freitag vorletzter Woche (also 26. Juni) in d. 7. Nachm.-Stunde in Begl. eines etwa 14j. Mädch., mit röthl.-blond. Haar u. Zopf, wohl der Schwester, an d. großen Ausbuchtung des Goldfischteichs auf d. ersten Bank rechts saß, mit zierl. Häkelarb. besch. und, wie es schien, die Mutter erwartend, — wird von dem Herrn mit schw. Künstlerhut, der zus. mit e. 14j. Knaben e. Zeitlang auf ders. Bank ihr zur Linken rastete, e. hies. Hausbes. und Dr. phil., höfl. ab. dringend gebeten, beh. ehrenh. Annäherung und Entgegennahme einer wichtigen Nachricht ihre Adresse oder die der Mutter resp. Eltern gütigst niederlegen zu wollen unter J. 241 in der Exp. der Voss. Ztg., Breitestr. 8." Auch die beiden folgenden Annonzen, die sich ebenfalls in einer hiesigen Zeitung finden, sind nicht ganz „ohne". Sie lauten: „Eine Freidenkerin", sechsundzwanzig Jahre, wünscht Briefw. zur Ehe; der Mann müßte gesund, groß und stark sein. Photographie erwünscht. Gef. Off. unter A. 4 Exped. dieser Zeitung." — „E. junge Dame, nicht reich, nicht schön, nicht liebenswürd., glaubt trotz dieser Mängel e. Gemahl glückl. m. zu könn. u. sucht e. solch. Adr. unter G. M. in der Exped. der „Voss. Ztg." erbeten."

R. **Kolleriges Pferd.** Als vorgestern Nachmittag 2 Uhr ein Wagen der Bötzow'schen Brauerei einem im Hofe des Hauses Prenzlauer Allee 15 wohnenden Bierverleger den jetzt so begehrten Stoff lieferte, wurde das eine der beiden Pferde plötzlich vom Koller befallen. Heftig um sich schlagend, riß der vollständig wüthend gewordene Gaul Stricke und Riemen, wie Bindfaden durch, und stürzte, bei seinem Toben eine Bretterwand durchschlagend, in einen auf dem Hofe befindlichen Kellerraum. Die herbeigeholte Revier-Polizei ordnete an, da eine Requisition der Feuerwehr zur Befreiung des unbewegbar gewordenen Thieres sich nicht lohnte, daß dasselbe getödtet und durch den Abdecker fortgeschafft werde.

Ein seltenes Exemplar einer wohl proportionirten Zwergin beherbergt augenblicklich das städtische Arbeitshaus in Rummelsburg. Das gegenwärtig in einem Alter von 17 Jahren befindliche Mädchen ist etwa 70 Zentimeter groß und körperlich vollständig ausgebildet, breitschulterig, jedoch von erdfahler Gesichtsfarbe bei nicht unschönen Zügen. Hier von armen Eltern geboren, verlor die Kleine bereits vor Jahren den Vater, und wurde sie von ihrer Mutter geistig vernachlässigt, so daß die Armen-Direktion sich des Kindes annehmen mußte. In das Hospital des Arbeitshauses untergebracht, ist sie der speziellen Pflege der Lazarethaufseherin, Frau Kloß, übergeben, an der sie mit großer Liebe hängt, und von welcher sie mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt wird. In ihren Freistunden spielt sie gern mit den Kindern der Hausbeamten, von denen das kleine Wesen sehr gehätschelt wird. Leider hat die Armen-Direktion ein passenderes Unterkommen für das niedliche Geschöpfchen bisher nicht ermitteln können.

r. **Die vollen Garben,** die mit ihrem eigenartigen Duft die Athmosphäre auf den Feldern unserer Umgegend erfüllen, erfreuen nicht blos ihren Eigenthümer, sondern auch noch, so lange sie in Mandeln auf dem Felde stehen, was freilich nur kurze Zeit währt, das elende, obdachlose Volk der Straße. Wohl zu keiner Zeit hat die Slovaken-Pennie hinter der Hasenhaide so wenig Gäste beherbergt, wie gegenwärtig, obwohl die Angehörigen des braunen Volkes, die unsere Straßen durchziehen, durchaus nicht seltener sind, als sonst. Die ganzen Rudel, die dort ihr Unterkommen suchten, zerstreuen sich in den milden Nächten über die Kornfelder und die aufgestellten Mandeln gewähren ihnen einen prächtigen Unterschlupf für die Nacht. Wer gegenwärtig früh Morgens einen Spaziergang über die Felder unternimmt, der wird nicht selten überrascht, wenn eines von den bekannten braunen und langhaarigen Gesichtern zwischen den Garben hervorlugt und der allezeit geschäftige Mausefallenmann schnell seine klappernde Waare hervorholt, um sie mit unverwüstlicher Ausdauer dem harmlosen Spaziergänger anzupreisen. Wehe diesem, wenn er etwas zu kaufen Miene macht, vielleicht um den zudringlichen Geschäftsmann los zu werden; die Konkurrenz entwickelt sich hier in ungebundenster Freiheit. Noch schlimmer, wenn er dem edlen Slowaken ein Almosen zuwirft; die ganze Schaar seiner Landsleute und Geschäfts-Konkurrenten heftet sich an die Person des Wohlthäters und verschwindet nicht eher, bis die Helmspitze des Gensdarmen sie wieder verscheucht hinter die vollen Garben.

Seitens des nach ungezählten Tausenden zu berechnenden Publikums, das am Sonntag den Ausstellungspark besuchte, erfreute sich der russische Hofvirtuose Herr Ziebarth des ungetheilten, einmüthigsten Beifalls. Das Instrument hat ergreifend schönen Bergton-Timbre und beherrscht der Genannte damit 2½ Oktaven. Zunächst ist derselbe für drei weitere Konzerte verpflichtet worden.

Der Müggelsee hat abermals ein Opfer gefordert. Der vierundzwanzigjährige Schriftsetzer Schwarz hatte sich am Sonnabend einer Landpartie nach dem Müggelschlößchen angeschlossen. Als nun die übrige Gesellschaft auf einem Dampfer eine Spazierfahrt unternommen hatte, war Sch. mit zwei Freunden zurückgeblieben, um zu baden. Vorher jedoch tanzten sie eine Zeit lang. Hierdurch stark erhitzt, ging Sch. trotz der Abmahnungen seiner Braut ins Wasser. Hier bekam er den Krampf in dem einen Fuß und schwamm nach dem Ufer zurück, begab sich jedoch bald aufs Neue ins Wasser. Bald darauf ertönten laute Hilferufe. Schwarz, wohl in Folge eines Schlaganfalls, versank. Einer der Freunde suchte ihm beizuspringen, jedoch vergeblich. Nach einiger Zeit fanden ausgesandte Schiffer die Leiche.

Ein lustiges Völkchen von Studenten hatte sich Sonntag Nachmittag in W.'s Volksgarten vor dem Schönhauser Thor auf Verabredung eingefunden, um daselbst an langer Tafel — nicht Bier zu trinken, sondern — Kaffee zu kochen! Die bei „Muttern" Wohnenden, insbesondere aber die Füchse, mußten mit dem schon gemahlenen Kaffee „anschwirren", der dann unter der Anordnung eines sachverständigen Burschen von den behenden Füchsen schmackhaft zubereitet und servirt wurde. Wer jemals einen Rausch gehabt — und welcher Bruder Studio gehörte nicht zu dieser Kategorie — der weiß die restaurirenden Wirkungen des würzigen Mokka zu würdigen, und so saßen sie denn zum großen Ergötzen der übrigen, meist dem schöneren Geschlechte angehörigen Gäste und tranken immer noch eins. Der hereinplatzende Gewitterregen vermochte die Kaffee-Tafel nur kurze Zeit zu unterbrechen. Später freilich trat natürlich wieder der vernachlässigte Gambrinus in seine Rechte.

g. **Gegen Hitzschlag und Sonnenstich** ist der häufige Genuß von Wasser in kleinen Mengen, am besten mit einem kleinen Zusatz von Essig, kaltem Thee oder Kaffee zu empfehlen. Man darf indessen keineswegs zu viel trinken, um sich etwa auf einmal satt zu machen; es müssen stets einige Minuten vergehen. Wird dennoch Jemand vom Hitzschlag betroffen, so muß er zunächst an einen schattigen Ort geschafft werden. Alsdann richte man den Oberkörper in die Höhe, wasche sich sichtig Kopf und Brust, hülle eventuell den Betroffenen in Tücher, unterstütze bei mangelnder Athmung dieselbe künstlich und flöße ihm nach und nach Wasser ein. Starke Riechmittel werden empfohlen. Auch nehme man möglichst die Hülfe eines Arztes in Anspruch.

Belle-Alliance-Theater. Emil Thomas beschließt seinen Laufe der nächsten Woche sein erfolgreiches Gastspiel und gibt in der Gesangsposse „Der Aktienbudiker", in welcher er als Knötschke von unwiderstehlicher Komik ist. Aus diesem Grunde findet auch heute die letzte Aufführung des Schwanks „Der Raub der Sabinerinnen" statt. Für den Gartenbesuch heute und morgen nur 50 Pf. Entrée angesetzt, im Theater gelten heute „halbe Kassenpreise."

Soziales und Arbeiterbewegung

Zum Tischlerstreik in Königsberg. Ueber die Erfolge, welche die streikenden Tischler in Königsberg durch ihren beendeten Streik errungen haben, wird uns von dort geschrieben: Der Streik der hiesigen Tischler ist nunmehr nach 10½ wöchentlicher Dauer beendet. Wohl haben die Streikenden ihre Forderungen nicht ganz, d. h. in allen Punkten durchsetzen können, jedoch ist es gelungen, die Arbeitszeit um täglich eine Stunde zu verkürzen, sie beträgt jetzt 10 Stunden. Ferner wurde von den Meistern nicht nur die Bezahlung der Ueberstundenarbeit überhaupt bewilligt, sondern sie zahlen jetzt für die Ueberstundenarbeit einen höheren Lohn als für die der regelmäßigen Arbeitszeit gelieferten Arbeiten, dasselbe in Bezug auf die in dringenden Fällen nothwendig werdende Sonntagsarbeit. Der von den Meistern nun anerkannte Akkordtarif hat den Preis für die Arbeiten in einzelnen Werkstellen um 40 pCt. erhöht. Die Erhöhung der Akkordpreise beträgt im Durchschnitt 15 pCt. — Ein ausführlicher Bericht über den Streik wird in etwa 14 Tagen als Broschüre erscheinen und an alle diejenigen, welche Unterstützungsgelder nach Königsberg geschickt haben, versandt werden.

Ueber die Korkindustrie in Thüringen berichtet der bekannte Dr. Sax, daß die Lage der Arbeiter eine überaus traurige sei. Das Handwerkszeug eines Korkschneiders besteht aus einem guten Messer, einem Wetzstein und einem Schärfleder. Die Korkbretter werden in würfelförmige Stücke von der erforderlichen Lange geschnitten, wozu es bei dem zähen Stoff großer Kraftanstrengung bedarf; sodann stemmt der Arbeiter das Schnitzmesser mit seiner Brust gegen den Arbeitstisch und führt einen Korkwürfel nach dem andern in schneller Umdrehung herum, ihn so zum Stöpsel rundend. Die Brust wird hierbei durch einen Schild, gewöhnlich ein Stück Korkbrett, das an Schnüren um den Hals gehängt wird, geschützt; aber der stete Druck gegen den Brustkorb ist größtem Nachtheil für die Gesundheit des Arbeiters, der bereits als halbwüchsiger Knabe zu arbeiten anfängt. — Die Entlohnung erfolgt nach der Stückzahl. Für 1000 Medizinstöpsel erhält man 25 bis 40 Pf., für 1000 Bierkorke je nach der Größe 60 Pfennige bis 1 M. 30 Pf. Extrasorten (Spunde) werden höher bezahlt, das 1000 bisweilen mit 3 M. Von den Medizinstöpseln werden täglich 2000, von den größeren Korken nur 1000 geschnitten. Erstere sind die Arbeit der Kinder und Frauen, meistens von Abfällen der größeren Stöpsel geschnitten. Wochenverdienst einer Korkschneiderfamilie bewegt sich zwischen fünf bis acht Mark. Beschäftigung ist keineswegs gleichmäßig; die Hauptsaison ist in den Sommer, im Winter tritt Geschäftsflaue ein, es wird auf Lager zu erniedrigten Lohnsätzen gearbeitet. Wie die Lage der Arbeiter bei solchem Einkommen ist, leuchtet ein. Ein Korkschneider im Eisenacher Oberland lebt und stirbt im Elend; dieses Loos theilt er mit den meisten Rhönbewohnern, mögen sie gleich ihnen einen Zweig der Hausindustrie betreiben und Weberwaaren, Peitschenstöcke, Bürsten u. dergl. herstellen, oder als Parzellenbauern lediglich dem landwirthschaftlichen Erwerbe dienen.

Ueber Streiks läßt sich die „Elberfelder Zeitung", die Arbeiterangelegenheiten vielfach sich ein ungetrübteres Urtheil als ihre nationalliberalen Kolleginnen bewahrt hat, aus Berlin folgendes schreiben: Die vielfach herrschende Ansicht, daß die Streiks mehrfach von sozialdemokratischen Agitatoren ins Leben gerufen würden, ist im Allgemeinen nicht zutreffend. Das hier erscheinende Arbeiterblatt („Berliner Volksblatt") hat seine Stellung den Streiks gegenüber zu wiederholten Malen dadurch gekennzeichnet, daß die Arbeiterpartei den Streiks, die sich ganz willig entwickeln, zwar nicht feindlich gegenübertrete, im Uebrigen meinen aber an der Ansicht festhalte, daß Arbeitseinstellungen nur mit großer Vorsicht in Szene gesetzt werden dürften. Namentlich an dem großen Streik der Maurer dürfte die Sozialdemokratie vollkommen unschuldig sein. Diese Partei legt mehr Gewicht auf die Organisation der Fachvereine als auf die Inszenirung von Streiks. Einen redenden Beweis für kann man in dem Zerwürfnisse sehen, welches zwischen dem Vorsitzenden der Lohnkommission der Tischler und den Führern der Arbeiterpartei eingetreten ist. Die letzteren machen jenem den Vorwurf, beständig auf Streiks auszugehen, und plaidiren gegen das Bestehen einer permanenten besoldeten Lohnkommission. Allerdings scheint Herr Rödel, der Vorsitzende dieser Kommission, der als solcher 30 M. pro Woche verdient, sich mancher Ketzereien gegen die sozialdemokratischen Lehren und Tendenzen schuldig gemacht zu haben. — Die Gewerbedeputation des Berliner Magistrats hat in mehreren Fällen von Arbeitseinstellungen gegen die streikenden Arbeiter Haftstrafe verfügt, falls sie nicht der Pflicht zur Fortsetzung der Arbeit nachkommen. Das Recht dazu leitet die Deputation aus § 773 der Zivilprozeßordnung her, jedoch wie es scheint, mit Unrecht. Es wird dort bestimmt, daß, wenn ein Dritter die Handlung nicht vornehmen könne, deren Vollendung der Schuldner (in diesem Falle der streikende Geselle) verweigert, der Schuldner durch Geldstrafe bis zu 50 M. und Haft bis über die Dauer von sechs Monaten hinaus zur Vollendung der Arbeit anzuhalten sei. Dieser Fall kann nur da vorliegen, wo es sich um eine künstlerische Arbeit handelt. Andernfalls kann der Gläubiger nach § 773 der Zivilprozeßordnung nur verlangen, daß die Arbeit durch einen Dritten auf Kosten des Schuldners vollendet werde. Die Gerichte haben in der Regel die Verfügungen der Gewerbedeputation für falsch erklärt, können aber gegen eine Verfügung der Verwaltungsbehörde nichts thun. Es bleibt daher nichts übrig, als den Rechtsweg zu betreten, was nunmehr auch geschehen soll.

Ueber Wohnungsverhältnisse der Arbeiter im Königreich Sachsen berichten sämmtliche Fabrikinspektoren übereinstimmend, daß das ungemein enge Zusammensein die Gesundheit schädige und auch, da es sehr häufig vorkomme, daß Personen beider Geschlechter zusammenwohnten, die Moral schädigt. Die Inspektoren bestätigen dabei, daß die Arbeiter sich alle Mühe gäben, ordentliche Wohnungen zu erlangen, doch dies scheitere vielfach an dem Mangel geeigneter Arbeiterwohnungen. Die Erbauung von speziellen Arbeiterwohnungen wird in Sachsen zwar auch betrieben, doch werden die Arbeiter durch die sogenannten kasernenartigen Häuser eher abgestoßen als angezogen.

Die **Pianoforte-Fabrik „Apollo"** in Dresden hat nunmehr, nachdem die Zusammensetzer die Arbeit niedergelegt haben, nun auch sämmtlichen anderen Arbeitern gekündigt. Diese Arbeiter fassen dies als einen ungerechten Akt auf, da sie gar keine Veranlassung zum Streik gegeben haben.

Die **Maurer in Burg** haben nun gleichfalls den Streik erklärt; dieselben verlangen bei einer täglichen Lohnhöhe von 2 Mark 60 Pf. die Herabsetzung der Arbeitszeit von 11 auf 10 Stunden. Gewiß keine unbillige Forderung.

Verantwortlicher Redakteur R. Cronheim in Berlin. Druck und Verlag von Max Bading in Berlin SW., Beuthstraße 2.

Hierzu eine Beilage

Beilage zum Berliner Volksblatt.

Nr. 162. Mittwoch, den 15. Juli 1885. II. Jahrg.

„Es ist eine Lust zu leben!"

Die „Bürgerzeitung" (Hamburg) enthält folgenden Artikel:

Durch die nationalliberale Presse läuft gegenwärtig eine Notiz, welche sich über eine „treffliche" Rede des Abgeordneten zum preußischen Landtag Herrn von Eynern äußert, die derselbe kürzlich vor seinen Wählern gehalten hat. Besonders wird folgender Passus aus seiner Rede hervorgehoben:

„Wir erfreuen uns eines gesunden Rechtsweges, einer unparteiischen Verwaltung; wir erfreuen uns einer freisinnigen Verfassung, die jeden einzelnen Bürger zur Theilnahme an den Geschäften des Landes beruft; wir erfreuen uns nach den großen Erfolgen von 1870—71 einer gesicherten Armeeorganisation, und dadurch eines festen und sicheren Schutzes nach außen; wir können auf allen Gebieten eine außerordentliche Regsamkeit des deutschen Volkes und des deutschen Reiches finden. Wir machen große Fortschritte, an welche andere Nationen noch nicht zu denken wagen wegen der Schwierigkeit der dort obwaltenden Verhältnisse. Wir haben Fragen aufgegriffen, die zu den allerschwierigsten gehören, aber unter der Führung des Fürsten Bismarck ihre gute Lösung gefunden haben und finden werden, ich meine die Versöhnung der großen sozialen Gegensätze in unserem Lande, und ich meine, wenn wir berücksichtigen, unter welchen Existenzbedingungen wir in unserem Vaterlande gegenüber allen anderen Ländern leben, so können wir mit Ulrich von Hutten sagen: „Es ist eine Lust zu leben", und ich 'ann Sie versichern, es ist eine Lust, an den hohen Aufgaben des Staates mitarbeiten zu können."

Herr von Eynern ist ein reicher Mann und alle Nationalliberalen sind dies mehr oder weniger auch. Für sie „ist es eine Lust zu leben". Dahingegen dürften die Arbeiter nicht in diesen Ruf mit einstimmen, da sie überhaupt von einer „guten Lösung" der allerschwierigsten Fragen, der Versöhnung der großen sozialen Gegensätze nichts verspüren. Diese Gegensätze können überhaupt nur versöhnt werden durch eine bessere, gesicherte wirthschaftliche Stellung der Arbeiter im deutschen Reiche. Und dafür hat die Gesetzgebung überhaupt bis jetzt nur blutwenig gethan.

Und die Nationalliberalen gar nichts! Haben doch über die Hälfte derselben für Getreide- und Viehzölle gestimmt. Gewiß ist's eine Lust zu leben für die Großgrundbesitzer und die Großindustriellen, denen das Reich goldene Aepfel in den Schooß geschüttet hat. Dagegen hat der Reichstag noch nicht einmal dem Arbeiter die Sonntagsruhe zugesichert.

Auch stellen sich die Organe des Herrn von Eynern der gesammten Arbeiterschutzgesetzgebung feindlich gegenüber und tragen somit sicherlich nichts zur Versöhnung der großen sozialen Gegensätze bei.

Herr von Eynern hat vermöge seiner Lebensstellung auch wohl wenig mit den Gerichten zu schaffen, er kennt die Behandlung vielfach Unschuldiger im Polizeigewahrsam nicht, er hat auch wohl noch nichts von unrechtmäßiger Verhaftung und unschuldig Verurtheilten gehört, sonst würde er wohl nicht so uneingeschränkt von einem gesunden Rechtsweg im deutschen Reiche gesprochen haben.

Und nun gar die unparteiische Verwaltung? Dem ehrenwerthen nationalliberalen Abgeordneten sind wohl die vielen Wahlbeinflussungen seitens der Verwaltungsbeamten vollständig unbekannt geblieben, die sogar zu Beanstandungen und Ungiltigkeitserklärungen von Mandaten geführt haben? Er weiß wohl nicht, daß ein Beamter sich nicht zu den Demokraten zählen darf, wenn er Karriere machen will? Höchstens zu den zahmen Nationalliberalen darf er gehen, doch besser ist es, wenn er konservativ ist und wirkt. Dabei haben wir natürlich für Herrn von Eynern eine unparteiische Verwaltung!

Nun gar die freisinnige Verfassung! In Preußen zu den Landtagswahlen ein Klassenwahlgesetz, bei dem nicht die Staatsbürger, sondern die Markstücke oder die Ochsen, welche sie besitzen, den Ausschlag geben. Der reiche Herr von Eynern ist gar nicht von einer Mehrzahl von Staatsbürgern, sondern von dem Geldbeutel Weniger gewählt worden! Natürlich ist es dabei eine Lust zu leben und die „freisinnige" Verfassung leben zu lassen.

Und im Reiche? Ausnahmegesetze gegen die Katholiken, Ausnahmegesetze gegen die Arbeiter!

Das ist wiederum einer „freisinnigen" Verfassung zu danken, welche es zuläßt, daß ein Theil der Reichsbürger gesetzmäßig eine andere staatsrechtliche Stellung erhält, als der übrige Theil.

Wir wissen nicht, ob Herr von Eynern selbst Soldat war. Wenn er es gewesen ist, so war er es jedenfalls in einer bevorrechteten Stellung. Aber er braucht nur auf die Landwehrleute zu blicken, die in verschiedenen Theilen Deutschlands ihre Uebungen abhalten, er braucht nur zu sehen, welchen Strapazen dieselben im Sonnenbrand ausgesetzt werden, um seinen Jubel über die „gesicherte Armeeorganisation" zu mildern. Und wäre Herr von Eynern ein Proletarier, fühlte er den Druck der indirekten Steuern, der Salzsteuer, des Kaffee-, Petroleum-, Getreidezolls, welche des Militarismus wegen dem Volke auferlegt werden, so würde sein Jubel ganz verstummen.

Wäre Herr von Eynern ein Proletarier, ein Fabrikarbeiter, der bei dem schlechten Geschäftsgange arbeitslos geworden, kein Brod für seine Familie finden könnte, rathlos umherirrte und schließlich in einer „Arbeiterkolonie" sich wiederfände, würde er dann auch von einer „Versöhnung der großen sozialen Gegensätze" reden und ausrufen: „Es ist eine Lust zu leben?"

Herr von Eynern aber braucht nicht einmal selbst ein Proletarier zu sein, um die sozialen Verhältnisse richtig zu erkennen. Er wohnt ja im industriereichen Wupperthal, wo die sozialen Gegensätze durchaus nicht versöhnt, sondern in scharfer Schroffheit noch vorhanden sind. Er braucht nur aus seinen teppichbelegten, spiegelglänzenden Wohnräumen in ein Proletarierheim zu gehen, um die Noth und das Elend vor Augen zu haben.

Würde er Angesichts all dieses Jammers auch dann wohl den traurigen Muth haben, auszurufen: „Es ist eine Lust zu leben!?

Wir glauben es nicht. Wir halten auch den nationalliberalen Herrn nicht für boshaft, ebenso wenig wie seine Kollegen. Doch übertreiben sie in schwindelhafter Weise, wenn sie von den Errungenschaften des deutschen Reiches reden, da sie selbst an denselben in erster Linie betheiligt sein wollen. Sie sind deshalb in politischen Dingen Prahler und Aufschneider, in wirthschaftlichen Sachen aber sind sie, wie Herr von Eynern zeigt, krasse Ignoranten.

Wenn die nationalliberale Partei gar nicht existirt und nicht die vielen Attentate auf die Freiheit und das Volkswohl verübt hätte, dann könnte man vielleicht in den Ausruf Hutten's mit Recht jetzt einstimmen. Da die Partei aber leider nicht rückgängig gemacht werden kann, so müssen wir die Zeit erwarten, wo sie völlig verschwunden sein wird, und dieses Verschwinden werden wir dann feiern mit dem Rufe:

„Es ist eine Lust zu leben!"

Lokales.

Gerichtsferien. Heute, am 15. Juli, beginnen im Deutschen Reiche die Gerichtsferien und wie mit einem Zauberschlage zieht auch in die Stätten der Gerechtigkeit, in denen sonst „Heulen und Zähneklappen" zu herrschen pflegt, eine gewisse behagliche Ruhe ein. Die Rechtspflege ist eine Institution, die so tief eingreift in alle unsere bürgerlichen Verhältnisse, daß nicht nur die nach Tausenden zählenden studirten Herren, welche im Namen des Reichs, des Königs oder der einzelnen Bundesfürsten Recht sprechen, nicht nur die unzähligen Subalternbeamten, sondern das ganze Volk an dem Beginn und der Dauer der Gerichtsferien interessirt ist. Man bedenke nur, daß es zur Zeit im Deutschen Reiche 1 Reichsgericht, 28 Oberlandesgerichte, 173 Landgerichte, 1911 Amtsgerichte und 76 Kammern für Handelssachen giebt, man berechne sich das Personal, welches dazu gehört, um diese Riesenmaschinerie in Gang zu erhalten und man wird daraus leicht das Fazit ziehen können, daß es bis in die tiefsten Schichten des Volkes fühlbar ist, wenn diese Maschine, deren ununterbrochene Thätigkeit für das Wohl und Wehe von Millionen Menschen verhängnißvoll werden kann, plötzlich gewissermaßen auf Halbtagsarbeit gesetzt wird. Berlin macht, wie in vielen Dingen, so auch hier, eine Ausnahme, denn die behäbige Ferienstimmung, die in den Provinzen mit dem 15. Juli in die Gerichtssäle einzuziehen pflegt, ist im Berliner Kriminalgerichtsgebäude nicht zu finden. Ein städtischer Koloß wie Berlin verträgt eben eine vollkommene Ruhe nicht. Das Leben arbeitet auch während der Hundstagsgluth in den alten Geleisen weiter und da bei einem Zusammenfluß von 1¼ Million Menschen sich die Rechtsstreitigkeiten Tag für Tag jagen, so ist es begreiflich, daß nicht irgend ein Zauberer kommen und diese gewaltige Fluth zum Stillstand bringen kann, daß vielmehr von dem großen Heer der Gerichtsherren und Gerichtsbeamten, die mit dem 15. Juli in die Bäder und die Gebirge eilen, ein recht stattliches Reservekorps in Berlin zurückbleiben muß, um die massenhaft sich aufthürmenden Geschäfte zu bewältigen. Die Mitglieder dieses Reservekorps sind die Arbeitsbienen, welche so lange die Arbeit der Uebrigen mitmachen, bis auch an sie die Reihe kommt, um in Misdroy und Heringsdorf, in Luzern und Interlaken den Aktenstaub von der Lunge zu wedeln. Und den Herren ist diese Erholung von Herzen zu gönnen. Wer Jahr aus Jahr ein von früh bis oft in den späten Nachmittag hinein in dumpfen Gerichtssälen seines Amtes walten und ganze Lebensalter an Zuchthaus- und Gefängnißstrafen zusammen kalkuliren und ellenlange Erkenntnisse schreiben, wer täglich von der Vertheidigerbank dem Gerichtskollegio nachweisen muß, daß der Herr Spitzbube, der schon eine zentnerschwere Zuchthauslast auf dem Buckel hat, eigentlich ein „Kind, kein Engel ist so rein" war und von Rechtswegen die silberne Medaille verdient — wer in dieser Weise täglich sein Gehirn martern und juristische Finessen produziren muß, der hat sich seine Sommerruhe ehrlich verdient. Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig! Wünschen wir, daß alle die Herren, welche dazu berufen sind, die irdische Gerechtigkeit zu repräsentiren, aus den Fluthen der Ost- und Nordsee, den Laubwäldern Thüringens und Schlesiens oder dem Kamme des Hochgebirges eine Stärkung jenes Geistes mit heimbringen, der allein im Stande ist, dem todten Buchstaben des Gesetzes die richtige Gestalt zu geben. In Berlin allein werden täglich etwa 10 Jahre Zuchthaus und 20 Jahre Gefängniß von den Strafrichtern ausgetheilt; das Amtsgericht hat jährlich ca. 100 000 mündliche Verhandlungen, ferner ca. 60 000 Vormundschaftssachen, 20 000 Grundbuchakten, 16 000 Akte der freien Gerichtsbarkeit, ca. 56 000 Hauptverhandlungen in Strafsachen und 10 000 einzelne richterliche Handlungen zu bewältigen; dazu kommen seitens der Landgerichte ca. 5300 Hauptverhandlungen in Strafsachen, etwa 8400 Sachen des bürgerlichen Streits, ca. 8000 Handelssachen und zahlreiche Beschwerden in Zivilsachen. Es läßt sich nach Adam Riese hieraus sehr leicht berechnen, welches Quantum an Arbeit auf jeden einzelnen der ca. 900 bei den Berliner Gerichten beschäftigten Richter und Bureaubeamten entfällt. Mit ihnen jubeln die Hoteliers in den Badeorten und Sommerfrischen, denn für sie bedeuten die Gerichtsferien den Beginn der haute saison, die zweite Sturmfluth nach dem ersten Ansturm der Schulferien. Sie ist die Zeit der echten und rechten Sommervilleggiaturen, die goldene Erntezeit der wirklichen und eingebildeten Kurorte, in denen der Werth auch des miserabelsten Bettes plötzlich um das Dreifache steigt und sie endet erst, wenn der Herr Landgerichtsrath, der Herr Assessor und der jugendliche Rechtsanwalt am 15. September von Neuem die eiserne Amtsmiene aufsetzen, den heimischen Penaten zusteuern und sich mit neuem Elan in den juristischen Strudel stürzen. Sie möchten den Termin gern hinausschieben, allein: „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort" und wer im Dienste der Göttin mit den verbundenen Augen steht, muß sich als dienendes Glied willig dem Ganzen anschließen.

eb. **Unglücksfall, nicht Selbstmord.** Am Freitag voriger Woche verschwand plötzlich der in Schönweide angestellte Lehrer Schl. Alle Recherchen nach demselben blieben anfangs resultatlos, bis endlich am Sonntag die Leiche des Verschwundenen in nächster Nähe des Café Sedan im Wasser stehend aufgefunden wurde. Nachdem seitens der Angehörigen die Leiche rekognoszirt worden, ist dieselbe nach Schönweide geschafft worden. Wie verschiedene Zeitungen mittheilten, wurde angenommen, daß Schl. in einem Anfall von Tiefsinn selbst den Tod im Wasser gesucht habe. Diese Annahme entbehrt jedoch, wie uns ein mit dem Verstorbenen persönlich bekannter Berichterstatter mittheilt, jeden Anhalts. Es lag dazu gar kein Grund vor. Seine Kinder können sich selbst ernähren, die

Die achte Stelle.

Bruchstück aus dem Tagebuche einer Gouvernante.
Von Hermann Heiberg.

„Sie haben nur ein kleines, etwas im Lernen zurückgebliebenes Kind täglich einige Stunden zu unterrichten, die übrige Zeit bleibt ganz zu ihrer Verfügung!" schrieb mir eine Dame, Frau v. Dollrott auf Trockhausen, und ich nahm, angenehm überrascht und ohne Bedenken, die angebotene Stelle an und theilte mit, daß ich bereits in wenigen Tagen eintreffen werde.

Vorher ordnete ich noch einige Herzensangelegenheiten und brachte auch meine Garderobe in Ordnung, welche einer Ausbesserung dringend bedürftig war.

Zu den ersteren gehörte ein ausführlicher Bericht an meinen Bruder, dem ich, um ihm keine Unruhe und Sorge zu bereiten, von Breslau nicht ein einziges Mal geschrieben hatte. Weshalb ihn auch noch durch eine Beschreibung aller der Qualen beunruhigen, welche ich in den letzten acht Monaten erduldet hatte?!

Den Menschen, die immer klagen, glaubt man am Ende nicht mehr; es geht wie mit den Lügnern, denen man mißtraut, wenn sie wirklich einmal die Wahrheit reden. Und würde Karl nicht Zweifel in meine Worte gesetzt haben, wenn ich ihm mitgetheilt hätte, was man mir bei der Familie Zenker bot? Er würde, wie früher, gefordert haben, daß ich die Stellung sofort aufgeben solle, während ich doch entschlossen bin, dem braven Menschen, der kaum selbst mit seinem spärlichen Gehalt für sich und die Seinigen auszukommen vermag, niemals mehr zur Last zu fallen.

Ich schreibe diese traurigen Erinnerungen hier nieder, als ob ich nun erreicht hätte, was seit Beginn meiner Gouvernantenthätigkeit mein heißer Wunsch gewesen und mir bisher nie geworden ist.

Und doch könnte ich mich sogar nach jenen Verhältnissen zurücksehnen, wenn ich vergleiche, was ich aufgegeben und was nun mein Theil geworden ist. Ich vermag die Empörung nicht zu unterdrücken, die sich meiner bemächtigt hat in den ersten Tagen, und der sich nun ein Ekel und ein Abscheu hinzugesellt hat, für den ich keinen Namen habe.

Ich befinde mich auf dem Schlosse oder dem Herrenhause Trockhausen, welches dem Herrn v. Dollrott gehört, und das dieser mit seiner Gemahlin und seinen drei Töchtern bewohnt.

Frau v. Dollrott hat Gott in seiner Gerechtigkeit und zur Warnung für die Mitwelt deutlich gezeichnet. Sie hat das Wesen einer Katze, das Lächeln eines Teufels und das Aussehen einer schlecht gerathenen Theaterfigur.

Die beiden erstgeborenen Töchter, die fast ausschließlich nur in Gedanken für ihre Toilette leben, sind in dem Alter, wo ein Freier etwa mit derselben Ungeduld herbeigesehnt wird, wie vom Landmann nach langer Dürre der Regen. Alles steht auf dem Spiel!

Elise, die älteste, hat wasserblaue Augen und ein großes, unschönes Unterkinn, das trotz aller Betrachtungen im Spiegel nicht kleiner wird. Wenn dieses nicht abschreckt, so ist es doch neben den auffallend ungraziösen Händen und Füßen die schmale ungesund aussehende Brust, welche jeden Bewerber fernhalten muß.

Sie spricht stets ohne Ueberlegung, und was sie redet, klingt plump und ungeschickt. Keine der Grazien hat sich dazu verstanden, etwas von den diesen Damen nachgerühmten Attributen auf sie zu vererben, und sie versteht es durchaus nicht, ihre Mängel durch eine kluge Bescheidenheit zu mildern oder gar zu verdecken.

Klara ist klein, geschmeidig und zierlich, aber sie hat ein spitzes, impertinentes Gesicht, dessen immer schärfere Linien in der Zukunft man um so deutlicher vor Augen hat, als man an der Mutter Bild zu prognostiziren vermag, wie Clair — so wird sie genannt — dermaleinst aussehen wird.

Clair ist zudem von einem Hochmuth, daß sie wegen dieser Eigenschaft in die Register des Patentamtes eingetragen werden müßte, und wo anderen Menschen das Herz sitzt, hat sie einen vollen Sack von Eigenliebe, Gemüthlosigkeit, schlechter Laune und Bosheit.

Herr v. Dollrott ist ein ruhiger, geiziger, ahnenstolzer Mann, der sich lediglich mit der Vermehrung seines Vermögens beschäftigt, und der zudem einige Züge in seinem Gesicht besitzt, die keineswegs an das Bild eines Heiligen erinnern. Dabei ist er von einer so sonderbaren Häßlichkeit, daß ich immer an den geschnitzten Karrikaturkopf auf einem Spazierstock erinnert werde, den einer meiner Vettern in früheren Jahren besaß.

Ich schließe nun mit den Hauptbildern dieser vortrefflichen Gemäldegallerie und gehe zu Ernestine über.

Diese Ernestine, ein zehnjähriges Mädchen, zu dessen Erziehung ich ins Haus gerufen bin, die ich unterrichten und im engeren Sinne bevormunden soll, ist vollkommen blödsinnig, ohne daß diese offenkundige Thatsache eingestanden werden darf.

Das Empörendste ist aber, — und wenn ich es hier niederschreibe, glaube ich selbst wegen der Ungeheuerlichkeit eine Unwahrheit auszusprechen, — daß ich ihr — als Puppe geschenkt worden bin, und daß mich das Kind vollkommen wie ein Spielzeug betrachtet und behandelt.

Schon in den ersten Tagen schwankte ich, ob meines Aufenthaltes in einem Hause sein könne, wo man mit der Menschenwürde ein solches Spiel treibt. Mein Mitleid mit dem armen Geschöpf hat gesiegt, und da die Komödie sich nur dreimal am Tage abspielt — von Unterricht war natürlich nicht im Entferntesten die Rede, — so habe ich mich einstweilen in diese Verhältnisse mit jener Verzichtleistung auf Glück gefügt, welche sich mir seit Uebernahme meiner ersten Stellung vor dreizehn Jahren aufgedrängt hat.

Es war selbstverständlich, daß ich wenigstens im Anfang den Versuch machte, mich für die Enttäuschung zu entschädigen, welche mir bereitet war. — Nichts ward mir geboten. Wochen wartete ich, daß irgend jemand in meiner Umgebung eingestehen werde, daß die kleine Ernestine ein vollkommener Kretin sei, und daß man ihr in mir ein neues Spielzeug geschenkt habe, „nachdem" (so sagte mir das Kind, dessen Begriffsvermögen nur nach dieser einzigen Richtung ein wenig ausgebildet ist, wörtlich:) „die letzte Puppe von der Mama fortgesandt wäre, weil sie nicht mehr neu und hübsch sei und auch nicht mehr reparirt werden könne!!"

Man sprach und spricht nur davon, daß das Kind geschont werde, daß man mit dem Lernen vorsichtig sein müsse.

Einige Bilderbücher, welche Ernestine wie ein dreijäh-

älteste Tochter hat einen brillant gestellten englischen Fabrik-Inspektor zum Mann. Er selbst hatte eine auskömmliche Pension zu gewärtigen, wenn er sein Amt nicht wieder übernehmen konnte. Sein letzter Besuch vor dem Unglücksfalle war bei unserem Gewährsmann. Schl. war ruhig und milde wie immer, freute sich über die Obstbäume, welche unter seiner Aufsicht geschnitten waren und gab noch einige nützliche Winke über Behandlung von Pflanzen. Der großen Hitze wegen unternahm er einen Spaziergang am Ufer entlang. Selbst einem gesunden Menschen kann bei solcher Hitze etwas passiren. Er stand todt dicht am Ufer, vielleicht daß er sich nur hat die Stirn kühlen wollen. Für die Familie ist diese Erfindung vom Selbstmorde entsetzlich. Sie scheint aber leider einen tieferen Grund zu haben, nämlich, der Wittwe die Pensions-Ansprüche abzuschneiden. Böse Menschen haben den Mann verfolgt, ihn krank geärgert und verfolgen ihn noch über das Grab hinaus.

g. **Die Rache eines gekränkten Ehegatten.** Eine viel Aufsehen erregende Szene spielte sich vorgestern Abend gegen 9 Uhr in einem der besseren Restaurants der Schönhauser Allee ab. In dem Garten des betreffenden Restaurants saßen an einem Tische drei Herren, junge Leute, und eine hübsche Dame, welche sich in einer recht animirten Unterhaltung befanden. Plötzlich trat ein stattlicher, fein gekleideter Herr auf den Tisch zu und gab der Dame eine schallende Ohrfeige, welche auch von dem ferner sitzenden Publikum vernommen wurde. Nachdem der verhängnißvolle Schlag gefallen, ergriff der Herr die Dame am Arme und riß sie mit sich fort, unbekümmert der Rufe „Haut ihn", welche hinter ihm her erschollen. Wie sich später herausstellte, war die Geohrfeigte die Gattin des stattlichen Herrn. Derselbe hatte erfahren, daß seine Frau mit den drei jungen Leuten während seiner Abwesenheit heimlich verkehrte und glaubte dieses Hintergehen der ehelichen Treue nur durch eine Züchtigung in Gegenwart der „angenehmen Gesellschafter" bestrafen zu können.

R. **Gestörtes Bad.** Drei in der Hermannstraße zu Rixdorf wohnhafte Arbeiter konnten am vergangenen Sonntag auf einem Spaziergange nach Treptow der Lust nicht widerstehen, sich durch ein Bad im Schafgraben zu erfrischen. Ein patrouillirender Gendarm kam hinzu, beschlagnahmte ihre am Lande liegenden Kleidungsstücke und nöthigte sie so an das Land zu kommen, um ihn nach dem Ortsgefängniß zu begleiten. Außer dieser nicht sonderlich angenehmen Sistirung sehen die drei Sonntags-Ausflügler noch ihrer Bestrafung entgegen.

R. **Ein brutaler Streich** ist dem in der Markusstraße wohnenden Drehorgelspieler St. auf einer Landpartie in den Pichelsbergen gespielt. Derselbe ließ seine Orgel, um sie vor dem Gewitterregen zu schützen, einige Zeit unbewacht unter einem Schuppen stehen. Als er später zum Tanz aufspielen wollte, wurde er zu seinem großen Schrecken gewahr, daß ein loser Bursche das ganze Instrument mit Sand und Kiehnnadeln gefüllt und damit sein Gewerbe vollständig ruinirt hatte.

R. **Einer Blutvergiftung** wäre beinahe wieder ein hoffnungsvolles Menschenleben zum Opfer gefallen. Der Studiosus L., als brillanter Schläger in Studentenkreisen bekannt, erhielt bei einer Paukerei eine unbedeutende Kopfwunde. Aus Eitelkeit riß derselbe sich den Verband ab, vernachlässigte aber der Art die Wunde, daß eine Blutvergiftung eintrat. Es wird an ein Aufkommen des schwer Erkrankten gezweifelt.

Gerichts-Zeitung.

Die Ehre und Straflosigkeit eines Gewerbetreibenden hängt manchmal von einem Kinde unter sechs Jahren ab. Der Schlächtermeister Franz Miethke, Zionskirchstr. 8, war, als er in das Geschäftslokal einzog, von einigen in der Nähe wohnenden Kollegen davor gewarnt worden, einer Frau Schlosser Ruppert etwas zu borgen, da dieselbe überall zu borgen aber nirgends zu bezahlen pflege. Infolgedessen blieb M. den wiederholten Versuchen der Ruppert, ihr Fleischwaaren auf Kredit zu verabfolgen, unzugänglich; ja eines Tages im August vor. Jahres, als Frau Ruppert das gekaufte Fleisch bereits im Korbe hatte und die Zahlung zum nächsten Tage versprach, zog es Miethke vor, ihr das Fleisch wieder abzunehmen. Er meinte, es sei besser, etwas Verkauftes wieder zurückzunehmen, als es ganz einzubüßen. Frau R. hat es nun verstanden, sich auf ihre Weise für den ihr angethanen Tort zu rächen. Am 8. Sept. vor. J. erschien Frau R. mit ihrer 5jährigen Tochter Martha im Geschäftslokal des Miethke mit der Behauptung, es wäre der Letzteren dort ein Stück gänzlich verdorbenen Talges für 5 Pf. verabfolgt worden und verlangte sie, daß der Kauf rückgängig gemacht würde. Die gerade anwesende Frau Miethke, die von einem solchen Verkauf nichts wußte, warf das Stückchen Talg fort und wies der Frau Ruppert die Thür. Diese begab sich nun zum Kreisthierarzt, ließ sich von demselben die bereits eingetretene Fäulniß des Talges bescheinigen und reichte darauf eine Denunziation gegen Miethke ein. Da die kleine Martha aussagte, sie habe den Talg in dem Miethkeschen Geschäft erhalten und vor dem Schöffengericht mit einer in Anbetracht ihres Alters geradezu verblüffenden Sicherheit auftrat, so schenkte der Gerichtshof ihr vollen Glauben und verurtheilte den Angeklagten, trotz dessen Unschuldsbetheuerungen, zu 20 M. ev. 4 Tagen Gefängniß, da er sich des wissentlichen Verkaufs verdorbener Nahrungsmittel schuldig gemacht habe. Hiergegen legte der Angeklagte Berufung ein und stand auf dieselbe hin vor der 6. Strafkammer des Landgerichts I Termin an. Frau Ruppert machte bei Abgabe ihrer Aussage die verschiedensten Winkelzüge; sie räumte ein, bei den Kollegen des Angeklagten gepumpt zu haben, bestritt aber unter ihrem Eide, bei dem Angeklagten einen Versuch, zu borgen, gemacht zu haben, sowie sie überhaupt dessen Erzählungen in dieser Beziehung für erfunden bezeichnete. Die Martha Ruppert brauchte in ihrer Aussage Wendungen, die ihr offenbar nur eingelernt sein konnten. Der Staatsanwalt gewann denselben Eindruck, er hielt die Kleine von der Mutter inspirirt und schenkte weder der Letzteren noch dem Kinde Glauben. Er beantragte die Aufhebung des ersten Urtheils und kostenlose Freisprechung des Angeklagten und diesen Antrag erhob der Gerichtshof nach kurzer Berathung zum Erkenntniß.

= **Ein Nachhall aus dem Streik der Drechsler** im Februar d. J. beschäftigte gestern das Schöffengericht, Abtheilung 90. Der Kunstdrechsler Kröhning war angeklagt, sich eines Verstoßes gegen das Gewerbegesetz schuldig gemacht zu haben, indem er ein in der Druckerei von Bading erschienenes Flugblatt unter seinen Fachgenossen verbreitet haben soll, welches geeignet gewesen sei, arbeitende, dem Streik nicht sich anschließende Drechsler durch Ehrverletzung zu veranlassen, diesem beizutreiten. So wenigstens lautete die Anklage. Die Stelle, auf die es bei Beurtheilung des Falles ankam, lautete dem Inhalte nach ungefähr folgendermaßen: „Fachgenossen, laßt den Muth nicht sinken, solltet Ihr auch den Mangel zu überwinden haben. Haltet treu aus, der Kampf ist schwer, aber wir werden siegen! Laßt Euch nicht irre machen durch das höhnische Lachen einzelner, ehrloser Wichte, die sich trotz Ehrenwort und Handschlag, fest zu uns stehen zu wollen, von uns abgewendet haben. Sie verdienen Verachtung!" In dem letzten Passus nun fand der Staatsanwalt die ehrverletzende Beleidigung, durch welche die arbeitenden Fachgenossen von der wieder aufgenommenen Thätigkeit abgelenkt und für den Streik gewonnen werden sollten. Da aber der Angeklagte diese Ehrverletzung nicht selbst ausgestoßen, sondern nur durch die Verbreitung des betreffenden Flugblattes sich schuldig gemacht, so genüge zur Sühnung eine Gefängnißstrafe von drei Tagen. Der Gerichtshof sprach Herrn Kröhning von Schuld und Strafe frei, denn nach seiner Ueberzeugung seien nicht diejenigen Drechsler, welche arbeiten, ehrlose Wichte, welche der Verachtung verfallen seien, genannt worden, weil sie arbeiten, sondern nur diejenigen von ihnen seien gemeint, welche ihr Ehrenwort und Handschlag für nichts geachtet und gebrochen haben. Gegen solche sei die angewendete Bezeichnung nicht als Beleidigung anzusehen. — Uebrigens sind am 4. Juli neun andere Drechsler aus gleichem Anlaß angeklagt gewesen, aber gleichfalls freigesprochen worden. Die Staatsanwaltschaft hat gegen diese Erkenntnisse die Berufung angemeldet. Die Sache wird also nach einigen Monaten nochmals zur Verhandlung kommen.

Beleidigung einer Bau-Kommission führte gestern den Färbereibesitzer Ludwig Kühner vor die 91. Abtheilung des Schöffengerichts. Der Angeklagte ließ in diesem Jahre auf seinem Grundstücke, Holzmarktstraße 11, eine bauliche Erweiterung vornehmen und sollte am 8. Mai die Rohbauabnahme seitens der Bau-Kommission stattfinden. Die Kommission bestand aus dem Bauinspektor Launert und zwei Raths-Maurermeistern und erklärte nach der Besichtigung des Neubaues, daß eine Abnahme desselben nicht erfolgen könne, da der ausführende Maurermeister Heinrich in verschiedenen Punkten von dem eingerichteten Bauplan abgewichen war. Natürlich wurde der Angeklagte, der hauptsächlich unter der Verzögerung zu leiden hatte, dieserhalb ziemlich erregt und als ihm das Protokoll, in welchem der Bauinspektor Launert die Verweigerung der Abnahme begründet hatte, zur Unterzeichnung vorgelegt wurde, brach er in die Worte aus: „Wenn man dies liest, so sollte man glauben, man befände sich unter Hottentotten und nicht unter Preußen." Diese Aeußerung lag obiger Anklage zu Grunde, nachdem Bauinspektor Launert den Strafantrag gestellt hatte. Der Angeklagte entschuldigte sich mit der begreiflichen Erregung, in der er sich befunden, glaubte auch, daß er die inkriminirte Aeußerung nicht mit Bezug auf die Baukommission, sondern auf den Maurermeister Heinrich, der die Beanstandung des Baues verschuldet, gebraucht habe. Bauinspektor Launert war aber der Ansicht, daß diese Annahme den begleitenden Umständen nach völlig ausgeschlossen sei, worauf der Staatsanwalt eine Geldstrafe von 40 M. beantragte. Der Gerichtshof erkannte auf 30 M.

P. **Zwei Einbrecher,** der Kutscher Johannes Wanders und der Bildhauer Max Hoffmann, wurden gestern der Strafkammer des Landgerichts II vorgeführt. Der Erstgenannte stand vor einiger Zeit bei dem Handelsmann Schulze in Neu-Weißensee als Kutscher in Dienst, wegen seines widerspänstigen Benehmens war er jedoch bald wieder entlassen worden und trieb sich hungernd und bettelnd in Berlin umher, denn zur redlichen Arbeit empfand W., der wegen Landstreichens Unterschlagung bereits vorbestraft, so wie so kein Bedürfniß. Auf seinen Bettelfahrten traf nun Wanders mit dem wiederholt wegen Landstreichens 2c. vorbestraften Max Hoffmann zusammen und Beide verabredeten ein Bündniß zur Aufbesserung ihrer wirthschaftlichen Lage. Zu Behufe war der frühere Dienstherr des Wanders, der Kaufmann Schulze, auserkoren. Der Umstand, daß das einsam belegene Grundstück des Letzteren in früher Morgenstunde verlassen wurde, weil dessen Bewohner zeitig mit ihrem Kram sich nach Wochenmärkten begaben und in der Zwischenzeit ihre Wohnungen ohne Aufsicht belassen mußten, bot dem würdigen Paar eine günstige Gelegenheit, einen Einbruch bei Schulze's zu führen. Der mit den Lokal-Verhältnissen von früher vertraute Wanders machte den Führer und am 20. Juni um 3 Uhr Morgens machten Wanders und Hoffmann, nachdem sie in einem nahebelegenen Gesträuch versteckt die Abfahrt des Schulze'schen Ehepaares abgewartet, sich ans Werk. Sie stiegen über eine Mauer hinweg, drückten eine Fensterscheibe ein, nachdem sie auf diese Weise sich Eingang in die Schulze'sche Wohnung verschafft, erbrachen sie mit einem daselbst vorfindlichen Küchenbeil eine Kommode, in welcher, wie Wanders wohl wußte, die Schulze'schen Eheleute Goldsachen im Werthe von ca. 600 Mark, sowie baares Geld aufbewahrten. Letztere in Höhe von 84 Mark, sowie eine mit Diamanten besetzte Damenuhr nebst langer Kette und einem Siegelringe eigneten sich die Diebe an und entfernten sich dann unbemerkt wie sie gekommen. Den Raub gaben die Frau des Schankwirths Diemers, Klosterstraße 11[illegible], selbst, in Verwahrung; aber schon am Tage nach dem Diebstahl erfolgte in dem obengenannten Lokale, ehe die Diebe auch nur einen Pfennig von dem geraubten Gelde ausgegeben hatten, ihre Verhaftung. Nach dem Criminal-Kommissariat transportirt, räumten beide, Wanders und Hoffmann, die Ausführung des Diebstahls ein und bezeichneten auch die verehelichte Schankwirth Diemers als diejenige, welche sie die gestohlenen Goldsachen und Jeder seinen Antheil an dem gestohlenen Gelde zur Aufbewahrung übergeben hatte. Trotz des Leugnens der D., welche sich hinter dem Rücken ihres Ehemannes mit den Spitzbuben eingelassen hatte, wurden Recherchen nach dem gestohlenen Gute mit Erfolg gekrönt, man fand die Goldsachen in der Senkgrube eines Hauses unter dem D.'schen Lokale versteckt vor, ebenso die geraubten 84 Mark. Der Bestohlene gelangte zwar wieder in den Besitz seines Eigenthums, indessen hatte sich die Diemers der Annahme des Depots in leichtsinniger Weise der Begünstigung schuldig gemacht. Dieses Vergehens angeklagt, erschien D. in Gemeinschaft mit den wegen schweren Diebstahls angeklagten Wanders und Hoffmann vor den Schranken. Letztgenannten waren rückhaltlos geständig, dagegen bestritt die D., sich einer strafbaren Handlung schuldig gemacht haben. Dem Antrage des Staatsanwalts gemäß wurde D. zu 50 Mark event. 10 Tagen Gefängniß verurtheilt. Das Urtheil gegen die beiden Einbrecher lautete auf 1 Jahr 6 Monate Zuchthaus, Ehrverlust und Polizeiaufsicht.

Halle a. S., 13. Juli. Ein eigenartiger Prozeß gelangt gegenwärtig beim hiesigen Landgericht. In einer freiwilligen Auktion des Nachlasses eines Ende 1883 in Schkeuditz verstorbenen Privatiers kaufte der Schuhmachermeister Th. dort ein Pult für 2,65 M. Es fiel auf, daß der Verstorbene außer einigen kleineren Beträgen kein Baarvermögen hinterlassen hatte, obwohl man ihn stets für reich gehalten. Durch Zufall kam es dann an den Tag, daß sich in jenem alten Pulte Werthpapiere (Preuß. Konsols und Aktien der Thüringer Bahn) im Betrage von 50 000 M. befunden hatten und in Besitz des Pultkäufers übergegangen waren. Dieser hatte davon verlauten lassen, sich aber dadurch verrathen, daß er versehen erst später fällige Koupons abschnitt und verwerthete. Dies lenkte auf die Spur von dem vermißten Baarvermögen des verstorbenen Rentiers. Käufer Th. gab die Papiere heraus, will aber von dem Vertreter der Erben, Justizrath [illegible], die Zusicherung erhalten haben, daß 10 pCt. des Fundes, ca. 5000 M., ihm sollten ausgehändigt werden. Hieraufhin auf Rückgabe der gesammten Papiere klagt nun Th. gegen die Erben, da dieselben jenes angebliche Versprechen nicht gegeben haben. Er behauptet, die Sachen seien damals ausgeboten durch den Gerichtsvollzieher verkauft worden, wie sie dort und liegen, und nimmt nun die Papiere als sein Eigenthum in Anspruch. Die Erben hingegen beantragen nicht Zurückweisung der Klage, sondern gleichzeitig strafrechtliche Untersuchung gegen Th., da derselbe durch Verausgabung der Koupons einen Theil des Betrages unterschlagen habe. Das Gericht ordnete in dem dieser Tage stattgefundenen Termin Beweiserhebung an.

Bochum, 11. Juli. Ueber eine heute Morgen [illegible] Strafkammer des hiesigen Landgerichts gegen den verantwortlichen Redakteur der „Westfäl. Volksztg.", Herrn [illegible] wegen mehrerer Preßvergehen geführte Verhandlung [illegible] die „Köln. „Volksztg.": Inkriminirt war zunächst [illegible] artikel, in welchem die Ernennung des Prof. Schm[illegible]

---

riges Kind betrachtet, und an die sie einige, sich stets wiederholende Bemerkungen knüpft, sind die einzigen Fortbildungsvorlagen.

Aber sie genügen auch! Jeder Versuch, sie irgendwie geistig weiterzubringen, ist ganz nutzlos. Sie ißt, trinkt, schläft, und wird wegen einer körperlichen Schwäche dreimal täglich in einem Kinderwagen spazieren gefahren. Die übrige Zeit beschäftigt sie sich, sofern sie nicht mit ihrer Puppe — mit mir — spielt, mit ihren sonstigen Tändeleien und muß während dieser Zeit von mir beaufsichtigt werden.

Ich vermindere ihre Ansprüche an mich durch die einzige Erlaubniß, daß sie mir einen Hut aufsetzen und die Bänder knoten darf, und wenn ich guter Laune bin, ziehe ich die Schuhe aus, oder nehme ein Paar Handschuhe hervor, an denen sie dann ihre Künste übt.

Anfangs verlangte sie, daß ich mich meines Kleides entledigen, daß ich mich schlafend stellen und die Augen schließen solle. Sie wollte mich waschen, und namentlich wünschte sie, mich täglich zu kämmen, was ich ihr einige Male erlaubt habe. Ich entnehme aus ihren abgerissenen Worten und Andeutungen, daß Cäcilie, „die frühere, nicht mehr reparaturfähige Puppe", ihr all das gestattete, und ich habe manches Thränlein bei ihr trocknen müssen, bevor ich sie zu bedeuten vermochte, daß die neue Puppe nicht, wie jene, eine „Ausziehpuppe" sei!

Wenn die gnädige Frau mich ein einziges Mal beiseite genommen haben würde, diese Thatsache eingestanden und meine Verzeihung wegen dieser empörenden Verheimlichung eingeholt, — ja selbst ohne Erklärungen mein Mitleid angerufen hätte! Nichts von alledem! In den Augen dieser Menschen bin ich nur „sie", die wir für Ernestine halten, und die bezahlt wird.

Daß ich auch ein Geschöpf bin, daß seine Lebensaufgaben wählt, das zwar Pflichten erfüllen, aber auch in der Ausübung dieser seine Befriedigung finden will, daß Herz und Vernunft, daß meine Erziehung und Bildung noch etwas mehr verlangen, als den ausschließlichen Verkehr mit einem von der Natur in solcher Weise vernachlässigten Kinde, aus dessen Munde als tieferer Empfindungslaut höchstens einmal ein unartikulirtes Lallen klingt, das ziehen diese Menschen nicht einmal in den Kreis ihrer Betrachtungen, viel weniger schreiten sie dazu, mir für solche Aufgabe Ersatz zu bieten.

Oft durchwühlten mich schon die verzehrendsten Gedanken. Ich vermag ohne Anregung, Theilnahme und Liebe nicht zu leben. Mein Zimmer, ein kleines Gemach, geht auf einen Seitenhof, auf dem eine Linde steht. Diese zu betrachten und den zwitschernden Vögeln zuzuhören, ist mein einziger Sonnenstrahl, es sei denn, daß ich mich draußen in der Natur zu erfrischen und meine qualvollen Gedanken abzustreifen suche. —

Du lieber Gott, welch' ein Leben, welch' eine Existenz! Heute bin ich zweiunddreißig Jahre alt geworden. Mein Bruder Karl hat mir nicht geschrieben. Diesen einen Menschen habe ich noch auf der Erde, — sonst Niemanden. — Auf meinen Gängen durch die Welt habe ich wenige gefunden, denen ich näher getreten wäre. Diejenigen, zu denen ich mich hingezogen fühlte, beobachteten eine gewisse Zurückhaltung, weil ich nirgends als gleichberechtigt angesehen und behandelt ward. Wie vermochten sie mich auf meinen Werth zu prüfen? — Denen, welche unter mir standen, mangelte die Bildung, damit wir uns enger zu berühren vermochten.

Keine Seele, — keine menschliche Seele! —

Vier Wochen später.

So ist es denn entschieden. Ich gehe. Heute ist die Kündigung erfolgt.

Ich will versuchen, die Szene, welche dies herbeigeführt hat, aus meiner Erinnerung möglichst genau hervorzuholen und zu beschreiben.

Zeit: ein Uhr Nachts. Eben hat sich eine Gesellschaft entfernt, welche nach Trockenhausen zu Thee und Tanz geladen war. Irgend welchen bisher noch nicht aufgeklärten Umständen hatte ich es zuzuschreiben, daß ich hinzugezogen ward.

„Ausgeschnitten, Fräulein! Sie haben doch?" warf mir die Alte hin, als ich das Haupt neigte. Ich nahm die Aufforderung an, nicht, weil ich ein Amüsement erwartete — welche Rolle könnte ich wohl spielen? — sondern ich Clairs sichtlichen Aerger über den Entschluß der [illegible] spürte, und ich nicht so madonnenhaft geartet bin, [illegible] auch einmal boshaft sein zu können!

Wahrscheinlich wurde ich geladen, weil ein Tanz besonders eine Française geplant war. Eine der Damen hatte abgesagt, und eine Lücke war dadurch entstanden. Ich bot mich an, den Thee zu serviren, und wurde allergnädigst gewährt.

Unter den vierundzwanzig Personen war ein Grützkopf, der zwar fast so häßlich war, wie sein Name, indessen als einer der reichsten Grundbesitzer der Gegend gilt.

Dieser fand mich bei Ankunft und Eintritt in das kleinen grünen Kabinett beim Theeinschenken und stellte sich nicht nur selbst vor, sondern knüpfte, bevor er zu der Gesellschaft eilte, ein Gespräch mit mir an. Ich weiß nicht, wie's sich so machte.

Und aus dieser fast zufälligen Berührung ergab sich eine freundliche Rücksicht von seiner Seite während des ganzen übrigen Abends.

Als ich durch ein unvorhergesehenes Arrangement einen Platz bei Tische neben ihm fand — Clair saß an der anderen Seite — unterhielt er sich besonders lebhaft mit mir und forderte mich nach Aufhebung der Tafel wieder zum Tanze auf. Alle Regenbogenfarben habe ich in den Gesichtern der Familie Dollrott (weiblicher Linie) während des Abends beobachten können. Die Alte schien in Aergergrau und ihre Augen blitzten katzengrün. Der Sprößling mit dem Unterkinn zeigte erregte rothe Wangen und blaue Lippen, und Clair wechselte in Blaßweiß und Eifersuchtsrosa auf den Backenknochen, während ihre Augen grün funkelten.

Herr Grützkopf ist gepachtet von der Familie D. — Herr Grützkopf ist die letzte Hoffnung der aufgeschossenen Saat —

Wenn die Schloßbewohner in die geheimen Fächer dieser Mannesseele einen Einblick geworfen hätten, würden sie allerdings erkannt haben, daß eher etwa der Feldmarschall Blücher aus dem Grabe aufstehen wollte

zum Professor an der Berliner Universität einer Besprechung unterzogen worden war, und in welchem Fürst Bismarck, Kultusminister von Goßler und das preußische Staatsministerium beleidigt worden sein sollten. Die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit (es kamen u. a. die aus München eingeforderten Akten des Schwenninger-Prozesses vollständig zur Verlesung) geführte Verhandlung mußte ausgesetzt werden, da der Gerichtshof dem Antrage des Beschuldigten, den Kultusminister v. Goßler und den Grafen Wilhelm v. Bismarck als Zeugen zu vernehmen, sowie die Berliner Anstellungsakten des Dr. Schwenninger einzufordern, stattgab. In einem weiteren Falle wurde Redakteur Fusangel von der Anklage, die evangelische Religion öffentlich beschimpft zu haben, freigesprochen, dagegen wegen Beleidigung des Gustav-Adolph-Vereins in eine Geldstrafe von 20 Mk. genommen. Letztere Beleidigung wurde in der Bezeichnung des Schwedenkönigs Gustav Adolph als eines Blutbundes gefunden, indem der Gerichtshof ausführte, daß der Gustav-Adolph-Verein dieselben Bestrebungen verfolge, für welche der Schwedenkönig im dreißigjährigen Krieg sein Leben gelassen habe.

Nürnberg. 12. Juli. Am Mittwoch, den 8. Juli, stand der Volksschullehrer Albrecht Prechtelsbauer vor den Schranken des k. Landgerichts, angeklagt des Vergehens der Körperverletzung im Amte. Der Genannte hat am 15. April l. J. den schwächlichen, 14½jährigen Fortbildungsschüler Schleicher mittels einer sogen. Weinruthe mit ca. 10—15 Hieben auf den Rücken und die Arme dermaßen blutrünstig geschlagen, daß der Junge heftige Schmerzen hatte und 4 Tage arbeitsunfähig war. Der k. Bezirksarzt, Med.-Rath Dr. Reuter, konstatirte Mißhandlung und Körperverletzung und veranlaßte die Eltern zur Klagestellung. Grund der Mißhandlung: der Junge war gegen das Verbot auf den nahen sog. „Plerrer" während der Freiviertelstunde mit mehreren Mitschülern gelaufen und gab P. zweimal zur Antwort: „Andere waren auch dort!" Etwa 8—10 Tage später schlug Lehrer Prechtelsbauer den mißhandelten Schüler mit der Hand mehrmals stark ins Gesicht, sprechend: „So, Du dummer Kerl, Deine Mutter hat mich verklagt, die ist noch dummer als Du; jetzt weißt Du, warum Du geschlagen wirst ꝛc." Staatsanwalt Kolb hatte, der ärztlichen Konstatirung entsprechend, Strafantrag gestellt, der Senat in geheimer Sitzung sich der staatsanwaltschaftlichen Anschauung angeschlossen und auf Verhandlung erkannt. 10 Zeugen wurden verhört; sie bestätigten im Allgemeinen die Behauptungen der Anklage. Entkräftet wurde dieselbe durch Lehrer Knab, den Inspektor der Fortbildungsschule, der die Schwierigkeit des Wirkens der Lehrer an den Fortbildungsschulen bei den hetorogenen Elementen hervorhob, dabei aber nicht erklärte, warum er dem Auftrage der Schulkommission, wider Prechtelsbauer wegen des kritischen Falles und dreier weiterer Fälle Disziplinaruntersuchung einzuleiten, nicht nachgekommen. Der Staatsanwalt blieb bei seiner Anschauung, die darin gipfelte, daß einem Lehrer kein größeres Züchtigungsrecht eingeräumt werden könne und dürfe, als den Eltern. Er ließ Milderungsgründe walten, namentlich die hochgradige Erregung des cholerischen Prechtelsbauer und beantragte ein Schuldig mit 40 M. Geldstrafe. Der Vertheidiger, Konzipient Methfieder, plaidirte auf Freisprechung, die wider alles Erwarten des Publikums auch wirklich erfolgte. In den Entscheidungsgründen wurde u. A. gesagt, daß der mißhandelte Schüler ein schwächlicher, zartgebauter Junge sei, was der Lehrer nicht wissen konnte und daß sich derselbe ungezogen und frech benommen, also auch eine empfindliche Strafe verdient habe.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Ueber die Wirkungen der Lohnhöhe auf den Schnapsgenuß schreibt ein Arbeiter einen beherzigenswerthen Brief an das „Schwäbische Wochenblatt." Denselben empfehlen wir Behörden und Mäßigkeitsvereinen zur besonderen Beachtung, da in ihm die Quelle des Uebels aufgedeckt und ein unfehlbares Mittel gegen die Verbreitung des Schnapsgenusses angegeben wird. Der Brief lautet: Ich arbeitete in den Jahren 1873—1877 in einer größeren Fabrik Leipzigs. In den Jahren 1873—1875, als der Lohn nach den herrschenden Begriffen ein etwas hoher war, kam so gut wie gar kein Schnaps in die Fabrik, es wurde nur Bier getrunken. Als aber der Lohn 1875 allmählich sank und 1876 bis zur Hälfte des im Jahre 1873 verdienten Lohnes fiel, wurde in einem Monat mehr Schnaps konsumirt, als vordem im ganzen Jahre. Eine von mir damals aufgestellte Lohnstatistik der betr. Fabrik ergab einen Vergleich von den Jahren 1873 und 1876 wie folgt: Der höchste Lohnsatz für die bestbezahlte Akkordarbeit betrug im Jahre 1873 30 Mark wöchentlich, der niedrigste Lohnsatz 12—15 Mark; im Jahre 1876 dagegen der höchste Lohnsatz 12—15 Mark und der niedrigste 6—8 Mark. Wie schon angedeutet, hielt mit dem niedrigsten Lohne der Schnaps seinen Einzug in die Fabrik. Aber nicht allein, daß nur während der Frühstücks- und Vesperzeit Schnaps getrunken wurde, wie ehedem Bier, jetzt wanderte des Tages über öfter die gefüllte Schnapsflasche durch ein Mädchen oder einen Lehrbuben unter dem Schurz zur Fabrik herein, und wenn ein Arbeiter der Arbeit oder des Lohnes wegen einen Auftritt mit dem Prinzipal gehabt hatte, hieß es gewöhnlich: „Wir lassen Einen holen!" um in der Schnapsflasche Vergessenheit seiner traurigen abhängigen Lage zu suchen. Der niedrige Lohn hatte weiter zur Folge, daß die Frauen angestrengt mitarbeiten mußten, um das traute Heim über Wasser zu halten. Kann man sich aber ein „trautes Heim" vorstellen, wo die Frau von Morgens früh bis Abends spät in oder außer dem Hause thätig sein muß, und wer sehnt sich nach solch einem Heim, wo sich hungernde, schreiende Kinder vorfinden? Nein, der des Tages über geplagte Arbeiter wandert, um dem Elend zu entgehen, statt zu Hause ins andere Elend, in die Schnapsbude. Da hilft es auch nichts, daß man die Schnapslokale in der Nähe der Fabriken aufhebt, wie etliche Fabrikanten vorschlugen, was thuts, wenn man auch einen Umweg macht, irgendwo findet sich doch noch eine. So war es bei der von mir erwähnten Fabrik der Fall, in deren Nähe sich kein derartiges Lokal befand. Die Arbeiter zogen nach Beendigung der Arbeit großentheils nach einer entlegenen Gegend, um dort den Abend zu verbringen und wenn die Nacht hereingebrochen war, ging es heim. Dann waren wenigstens die Kinder zur Ruhe und das Weib selbst müde und abgespannt. Mehreren meiner Fachgenossen, die in anderen Fabriken beschäftigt waren, theilte ich meine Beobachtung über das Einschleppen von Schnaps in die Fabrik mit. Alle bestätigten mir, daß es bei ihnen desgleichen der Fall sei, seitdem der Lohn so gesunken, und daß Leute zur Schnapsflasche griffen, von denen es kaum zu erwarten war. Man ersieht daraus, wohin wir kommen, wenn fortgesetzt das Einkommen der großen Masse zurückgeht und wenn nach dem Rezept verfahren wird, was seiner Zeit der Minister Camphausen den Industriellen gab, nämlich durch möglichst niedrige Arbeitslöhne die deutsche Industrie konkurrenzfähig zu machen: zur geistigen, und körperlichen Verkümmerung der Arbeiter, dem Fundament der heutigen Gesellschaft.

Die Bäckergesellen in Leipzig haben in einer großen Versammlung eine Petition beschlossen, den Maximalarbeitstag („eine bestimmte Arbeitszeit, die nicht überschritten werden darf") in ihrem Gewerbe einzuführen. Die Höhe der Arbeitszeit soll derart bemessen sein, daß die physischen wie die geistigen Kräfte der Bäckergesellen nicht untergraben werden. Sodann wurde die Frage der Sonntagsruhe erörtert und folgende Resolution angenommen: Es ist nicht genug, daß der Bäckergeselle für den Konsumenten die Woche hindurch die Nachtruhe opfert und eine 16—18stündige Arbeitszeit täglich absolvirt, nein, auch die Sonntagsruhe wird ihm bei gleicher Arbeitszeit ebenso verkümmert, und darum müssen wir vor Allem es als unser Recht fordern, daß andere Zustände durch Gesetz herbeigeführt werden." — Wir glauben, daß gerade die Bäckergesellen allerorts die größte Veranlassung hätten, diesem sehr verständigen Vorgehen der Leipziger Bäckergesellen sich anzuschließen.

Der Export nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika belief sich aus dem Konsularbezirk Berlin in den Monaten April, Mai und Juni auf 1 051 692 Dollars. Im gleichen Quartal 1884 aber betrug derselbe 1 361 133 Doll.; also fand eine Abnahme von 309 440 Dollars statt. Auf das Jahr übertragen wäre das eine Summe von 1 237 760, also ca. 5 Millionen Mark. Ist das am Ende auch ein segensreicher Einfluß unserer neuen Zoll- und Wirthschaftspolitik? Und wenn sämmtliche Konsularbezirke Deutschlands in diesem Jahre einen ähnlichen Ausfall haben werden, was nicht zu bezweifeln ist, so werden die nächstjährigen Berichte der verschiedenen Handels- und Gewerbekammern dasjenige konstatiren, was die meisten derselben für das Jahr vorausgesagt haben: einen sehr schlechten Geschäftsgang für das Jahr 1885.

Der Massenkonsum wird durch Zölle und indirekte Steuern, so erklärt die schutzzöllnerische „Deutsche Volkswirthschaftliche Korrespondenz", gering oder gar nicht besteuert. Salz, Schmalz, Fleisch, Korn, Mehl, Petroleum, Kaffee, Reis, Oel, Holz und Eisen — alle diese Artikel gehören demgemäß nicht zum Massenkonsum. O diese schlauen Schutzzöllner!

Vereine und Versammlungen.

th. **Eine „große", von ca. 30 Personen besuchte Versammlung der vereinigten Töpfer- und Ofenbaumeister Berlins** fand am Montag, den 13. d. Mts., zur Besprechung über den Streik der Töpfergesellen Neue Friedrichstr. 44 statt. Die Lohnkommission der Gesellen, welche Zutritt begehrte, wurde auf Beschluß der „Versammlung" von der Theilnahme an den Verhandlungen ausgeschlossen. Herr Rau, Vorsitzender des „Vereins- der Töpfer- und Ofenbaumeister" gab zunächst seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß von der Innung, obgleich ihr die Bewegung unter den Gesellen bekannt sein mußte, bisher nichts geschehen sei, um die Wünsche der Gesellen zu befriedigen. Er erkannte die Berechtigung einer Regelung der Lohnfrage an, hielt es aber für angemessener, daß die Meister diese Regelung in die Hand nehmen und nicht die Gesellen, und forderte zu energischem gemeinsamen Handeln aller Meister gegenüber den Gesellen auf. Herr Obermeister Grotthausen entgegnete, daß ihm nur bekannt geworden sei, daß sich eine „Gesellschaft zusammengerottet" habe, um höhere Löhne zu erzielen. Er wundere sich, daß sich diese „Gesellschaft" nicht zunächst an den Vorstand der Innung gewandt habe. Die Behauptung, daß dies geschehen, sei falsch. Es wäre Pflicht gewesen, sich zuerst an den Vorstand der Innung zu wenden. Die Innung habe für diesen Fall eine Kommission gewählt, um mit den Gesellen zu unterhandeln. Sofern diese nicht darum ersuchen, werde von der Innung nichts geschehen. Einige Meister hätten zwar, durch die augenblicklichen Verhältnisse gezwungen, die Tarife unterzeichnet, doch wären die Unterzeichnungen von den Gesellen vielfach gefälscht worden und suchten sich diese damit auszureden, daß die Betreffenden die Tarife schon längst bezahlten. Herr Steffen war der Meinung, daß auf ein Entgegenkommen der Gesellen gar nicht zu rechnen sei. Dieselben gingen so schroff vor, daß sie nicht einmal die „Poliere" vom Streik entbänden. Auch seine auf drei Monate giltige Bewilligung der Tarife hätten sie nicht einmal anerkannt. Er befürwortete ein „brüderliches" Zusammengehen mit den Innungsmeistern, um gegen die Gesellen Front zu machen. Ebenso Herr Janson. Der Streik wäre völlig vom Zaune gebrochen. Die Gesellen wollten gar nur von 7 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends arbeiten. Wenn jetzt bewilligt würde, ginge es bald wieder von vorne los. Eine Schraube ohne Ende. Herr Haase war so glücklich, wichtige Entdeckungen gemacht zu haben, nämlich, daß der „Fachverein" nur „Strolche" erziehe und daß während des Streiks, wie er als Rendant der Ortskasse wissen müsse, auffallend viel Gesellen krank seien, und zwar nur „äußerlich", indem sie sich an „Bierpullen" ꝛc. verletzt hätten. Herrn Zick lag das Wohl des „guten" Arbeiters sehr am Herzen. Dieser müsse bezahlt werden, jedoch nur nach seiner Leistungsfähigkeit. Indeß nur zwei Drittel der Gesellen wären „gute", ein Drittel dagegen „Strolche". Auch waren ihm einige Namen der Lohnkommission nicht sympathisch. Diese „Verführer und Aufwiegler des Volks" müßten gestrichen werden. Der jetzige Gesellentarif sei nur der von der Innung im Jahre 1883 aufgestellte, „im erhöhten Maßstabe abgeschrieben." Dagegen müßten sämmtliche Meister Front machen, die Gesellen seien nicht die maßgebenden Personen, welche die Meister schubriegeln könnten. Je mehr bezahlt würde, desto mehr würde „gebummelt". Die Meister seien viel zu nachsichtig, das sei ihr Verderben. — In dieser liebenswürdigen Weise wurden die Debatten bis 12 Uhr Nachts fortgesetzt, nachdem man sich noch wacker über den Unterschied zwischen „Töpfermeister" und „Ofenbaumeister" herumgestritten. Mit vieler Mühe einigte man sich endlich dahin, in den nächsten Tagen eine Versammlung sämmtlicher Meister einzuberufen, um den „Feldzugsplan" gegen die Gesellen zu entwerfen.

Eine öffentliche Versammlung der Töpfer von Charlottenburg tagte daselbst am Sonntag, den 12. Juli, Vormittags, im Saale des Herrn Wodrich, Spreestraße 8, unter Vorsitz des Herrn C. Thiem. Die Tagesordnung lautete: „Die Ausgleichung zur Einführung des neuen Lohntarifes von Berlin und Umgegend." Referent war Herr Bormann. Derselbe wies nach, auf welcher Grundlage die Töpfer einen einheitlichen Lohntarif zur Geltung bringen könnten. In erster Linie sei nöthig, daß alle Kollegen Berlins und Umgegend zur richtigen Erkenntniß ihrer Lage kommen, nur dann könne eine richtige Grundlage geschaffen werden; ein einheitlicher Lohntarif sei auf alle Fälle dringend nothwendig. Redner wies darauf hin, wie die Versuche, mit den Innungsmeistern zu unterhandeln, gescheitert wären; deshalb sei es Pflicht der ganzen Gesellenschaft Berlins und Umgegend, die Sache energisch in die Hand zu nehmen. Zum Schluß seiner Ausführungen hob er noch besonders hervor, daß eine Organisation der Gesellen zur Nothwendigkeit geworden wäre, um ihre gerechte Forderung durchzuführen und empfahl zur Förderung und Wahrung der Interessen der Töpfer den Anschluß an die Organisation, den Fachverein der Töpfer. Hierauf wurde die Diskussion eröffnet. Töpfer Jahn frägt, wie die Ausgleichung stattfinden soll, und wie der neue Lohntarif zum Durchbruch zu bringen sei, da die Gesellen vielfach selbst schuld daran seien, daß so niedrige Löhne gezahlt werden, indem sie selbst die Arbeit billiger annehmen als die Meister und somit den Meistern Konkurrenz machen; die letzteren müssen Gewerbesteuer zahlen, während dieses bei den konkurrirenden Gesellen nicht der Fall ist. Töpfer Thieme erwidert, daß durch Einführung des neuen Lohntarifs diese Konkurrenz aus dem Wege geschafft werden soll, daß, wenn die Unternehmer den neuen Lohntarif unterschrieben haben, sie auch gezwungen sind, sich mit den Preisen bei Uebernahme von Arbeiten darnach zu richten, damit die Gesellen, die bei ihnen in Arbeit treten, ihre Pflichten der Familie, dem Staate und der Kommune gegenüber erfüllen können. Töpfer Stein schlägt vor, den neuen Lohntarif baldmöglichst zum Durchbruch zu bringen und sich nicht an die Ausreden der Meister zu kehren, welche behaupten,

---

sich nachträglich von ihnen ein Jawort zu holen, als daß Herr Grützkopf an eine Verbindung mit einer derer von Dollrott denken könnte.

Aber unsere Hoffnungen machen uns blind, und so gehts auch hier. Mit einer überraschenden Offenheit äußerte sich der einfache und verständige Mann über die Familie und ließ in seinen Gesprächen nur zu deutlich durchblicken, daß wir uns in unseren Ansichten über diese begegneten.

Schließlich nahmen alle Abschied und Herr Grützkopf auch. „Empfehle mich Ihnen, gnädiges Fräulein!" — „Ergebene Dienerin!"

Damit war die Sache vorbei. —

„Fräulein, bitte!" sagte Frau v. Dollrott, die eben mit ihrem Schnupftuch die heruntergebrannten Wachslichter ausgeschlagen und sich nun in dem grauseidenen Sopha des Salons niedergelassen hatte. „Einen Augenblick!" —

„Gnädige Frau?"

„Nehmen Sie doch Platz. Ich möchte einige Worte mit Ihnen sprechen." —

Ich setzte mich etwas überrascht.

„Offenheit ist meine Art, sie liegt einmal in meinem Charakter. Gestatten Sie, daß ich mich über den heutigen Abend ausspreche. Es war bisher nicht Sitte, daß die jungen Damen, denen ich die Erziehung meiner Ernestine anvertraut, in unseren Gesellschaftskreis eintraten. Es liegt dies nicht in irgendwelchen Vorurtheilen, sondern gibt die Gewähr, daß gewisse, immerhin mögliche Mißhelligkeiten sicher vermieden werden. — Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen?" —

„Nein, gnädige Frau." —

Die Frau sah mich an mit einem Blick, den ich nie vergessen werde.

„Nun, Sie werden schon begreifen!" fuhr sie hochmüthig fort. „Ich habe heute eine Ausnahme gemacht, weil ich mit dem Ergebnisse Ihres Unterrichts, mit den Fortschritten meiner jüngsten Tochter nicht übel zufrieden bin. Ich wollte Ihnen meine Anerkennung ausdrücken, indem ich Sie aufforderte, an dem heutigen Gesellschaftsabend theilzunehmen."

Kein Zug in meinem Gesicht rührte sich. Diese unverschämte Anwendung auf eine selbstverständliche Rücksicht, diese schamlose Heuchelei brachten mir das Blut in Wallung.

„Allein, allein — ich durfte erwarten, daß Sie sich der Stellung, die Sie hier im Hause einnehmen, bewußt bleiben würden, daß Sie, daß Sie — —"

Sie stockte, und ich sah sie so kalt an, daß selbst ein Eisbär ein Frösteln hätte empfinden müssen.

„Also daß Sie", fuhr sie in ihrer maßlosen Insolenz fort, „gewisse Vorschriften des Taktes und der Delikatesse —"

In diesem Augenblick guckten die beiden ausgezeichneten Sprößlinge dieser vornehmen Frau mit einem: „Mama? Bist du da, Mama?" in die Thür und zogen sich mit einem Ausdruck zurück, in dem deutlich geschrieben stand: „Ah, sie hat ihre Lektion noch nicht ganz! — Je eindringlicher, je besser!" Und ich richtete von neuem einen kalten Blick auf die Frau, welche nicht zögerte, mich in solcher Weise zur Rede zu stellen.

Einen Augenblick senkte sie in Folge dessen ihr Auge, dann aber nahm sie einen raschen Anlauf, der ihr bei ihrem eingefleischten Hochmuth nicht schwer ward, und fuhr fort:

„Die Delikatesse nicht außer Acht lassen würden. Ja, noch mehr! Sie bewegten sich an dem heutigen Gesellschaftsabend in einer Weise, welche man bei uns nicht kennt und deshalb auch nicht wünscht, und da Sie, Liebe, wohl mit den Sitten und Gewohnheiten der vornehmen Kreise nicht vertraut sind, so spreche ich in Ihrem Interesse so gut, wie in dem unsrigen, wenn ich Sie aufmerksam mache, daß der Verkehr mit den Herren der Gesellschaft Zurückhaltung erfordert, und daß ein so freies Wesen, wie Sie es an den Tag legten, zu Mißdeutungen Veranlassung geben kann, die unliebsam auf uns zurückfallen möchten. — In der guten Gesellschaft, meine Liebe — —"

„Gnädige Frau!" unterbrach ich ihren Redefluß, denn nun quoll mein Herzblut über. In erster Linie gestatten Sie mir, zu bemerken, daß ich die Vorschriften, die Sitten und Gewohnheiten der guten Gesellschaft so gut kenne, wie Sie, da ich in einem Hause erzogen bin, in dem Bildung und Ehrbarkeit zu Hause waren, wie irgendwo. Ferner bin ich, gnädige Frau, nicht Ihre Liebe, sondern Fräulein Anna Henriett, endlich aber wünsche ich mich aus einem Hause möglichst rasch zu entfernen, in welchem die ersten Ansatz-Begriffe alles desjenigen fehlen, was Sie als Bildung, gute Sitte und gesellschaftliche Form bezeichnen und mir bereits abgesprochen haben durch die Art der Begegnung seit meinem Eintritt in das Haus, und nun jetzt sich erlaubten, mir abzusprechen ohne den geringsten begründeten Anlaß.

Zum Schluß noch eins: Wenn Sie Puppen verschenken wollen, kaufen Sie diese auf dem Jahrmarkt oder in einem Spielzeugladen, und rechnen Sie es lediglich meinem Mitleid für das arme Kind an, daß ich mich zu dieser unwürdigen Komödie so lange hergegeben habe.

Ich will nicht einmal des Näheren berühren, welcher Fälschung Sie sich schuldig machten, indem Sie mich zur Erziehung eines kleinen, etwas im Lernen zurückgebliebenen Kindes engagirten. So, meine gnädige Frau!

„Ich habe die Ehre, Ihnen eine gute Nacht zu wünschen und sehe Ihrer weiteren schriftlichen Mittheilung entgegen!" —

Heute kam ich in Berlin an. Nach entsetzlichen letzten Tagen verließ ich Trockenhausen. Ja, nach entsetzlichen, denn die Demüthigungen, denen ich ausgesetzt gewesen bin nach meiner offenen Erklärung, spotten jeder Beschreibung.

Wind und Kälte schlagen gegen das Fenster meines kleinen Chambregarni-Zimmers. So öde wie draußen ist's in meinem Innern. Was soll nun werden? Wohin? Mir graut, — graut vor der Zukunft! Eine neue Stellung annehmen, die neunte? Ich zittere schon bei dem Gedanken. Und wenn nicht, wovon soll ich leben? —

Lieber Gott, sei barmherzig, nimm dich meiner an und hilf, daß ich nicht verzweifle — ja, verzweifle! —

sie zahlten die Mehrforderung aus ihrer Tasche. Es sei Pflicht eines jeden Kollegen, seine Interessen zu wahren und da die Berliner Kollegen ernstlich eingetreten sind, ihre Sache zu regeln, sei es somit Pflicht auch der Kollegen in Charlottenburg, woselbst die Verhältnisse dieselben wären, wie die in Berlin, die Berliner Kollegen zu unterstützen und ihre Sache zu der unserigen zu machen zu machen, somit Hand in Hand mit ihnen zu gehen. Alle nachfolgenden Redner, die Herren Chemnitz, Köbeler, Gede, Stein und Holtze sprachen sich für die Betheiligung an der Durchführung des neuen Lohntarifs, sowie an der Organisation der Töpfer aus, welche eine gesunde Grundlage hat und die Interessen der Gesellenschaft voll und ganz wahrt und fördert und erklärten sich voll und ganz einverstanden mit dem Beschluß und der Resolution der Töpferversammlung vom 6. Juli 1885 in den Gratweil'schen Bierhallen. Resolution: „Da die heutige öffentliche Versammlung der Töpfer durch das Stillschweigen, welches die Meister in Bezug auf die Bewilligung des Lohntarifs beobachten, zu der Einsicht gekommen ist, daß die Meister unsere gerechte Forderung nicht anerkennen wollen, so bleiben wir unentwegt bei unserer Forderung stehen, und legen da die Arbeit nieder, wo der angegebene Preis nicht in allen Positionen bewilligt wird. Ferner verpflichten sich die Kollegen, welche in solchen Geschäften arbeiten, wo der Tarif bewilligt worden ist, die Streikenden mit allen Mitteln zu unterstützen und dem Beschluß der letzten Versammlung gemäß wöchentlich 3 Mark zum Streikfonds zu zahlen." Die Ortsvereine, der Hirsch-Duncker'schen Richtung wurden hierauf einer scharfen Kritik unterworfen. Herr Thieme behauptete, daß die Wahrung der materiellen Interessen der Arbeiter durch die Ortsvereine nur auf dem Papier stehe; diese Vereine thun nichts zur Erringung besserer Arbeitsbedingungen ihrer Mitglieder, sie erheben nur viel Geschrei von ihren großen Mitteln, welche aber gar nicht aufzuweisen wären. Redner meint, die Ortsvereine haben ihre Pflicht nicht gethan und nicht gehalten, was sie versprochen. Herr Holtze erklärte, daß es einerlei sei, ob der Name des Vereins Fachverein oder Ortsverein laute, es könne nur darauf ankommen, ob die Grundprinzipien des Vereins die richtigen seien. Die Ortsvereine wahren hauptsächlich die Interessen der „deutschfreisinnigen Prinzipien", aber um die Interessen der Mitglieder als Arbeiter kümmern sich dieselben nicht. Es wurde ferner durch Herrn Stein aufmerksam gemacht, daß die Organisation der Charlottenburger Töpfer-Gesellen beabsichtige, der Versammlung des Ortsvereins zu Charlottenburg, welche am Montag, den 13. Juli 1885, stattfindet, den Beschluß der Kollegen mitzutheilen. Nachdem die Resolution zur Abstimmung gebracht und einstimmig angenommen war, schloß der Vorsitzende die Versammlung um 3 Uhr Nachmittags.

An alle Buchdrucker Berlins! Die am Sonntag, den 12. Juli cr., bei Buggenhagen stattgefundene allgemeine Buchdrucker-Versammlugg beschloß, den Streik der Berliner Maurer als gerecht anzuerkennen und dieselben nach Kräften durch freiwillige Beiträge zu unterstützen. Ferner beschloß dieselbe, da schnelle Hilfe dringend geboten, darlehnsweise Mk. 1000 aus der hierorts bestehenden Tarifkasse zu entnehmen, dieselben sofort an die Lohn-Kommission der Maurer abzuliefern und das Darlehn in erster Linie aus den freiwilligen Beiträgen zu decken. Indem wir nun die geehrten Kollegen ersuchen, thatkräftig für die Interessen der streikenden Maurer einzutreten, bitten wir, alle Gelder umgehend an den Kassirer der Tarif-Kommission, Herrn Blenz, Zossenerstr. 45, Hof II, abzuliefern. Mit kollegialischem Gruß: Die Tarif-Ueberwachungs-Kommission.

Eine große Versammlung der Schneidermeister und Gesellen Berlins, einberufen von der Arbeitsnachweis-Kommission der Berliner Schneider, findet am Donnerstag, den 16. Juni, Abends 8½ Uhr, in Jordan's Salon, Neue Grünstraße 28, statt. Auf der Tagesordnung steht: Das Herbergswesen und der Arbeitsnachweis, sowie Mittheilungen über die letzte Quartalsversammlung der Meisterinnnung. Sämmtliche Schneidermeister und Gesellen sind der wichtigen Tagesordnung halber eingeladen. Alle Schneider, welche nicht im Stande waren, am Sonntag in Gratweil's Bierhallen zu erscheinen und geneigt sind, noch etwas für den früheren Altgesellen W. Kleinecke zu opfern, werden ersucht, etwaige Gelder ungesäumt im Bureau, Krausenstraße 11, oder an Herrn Brodtke, Friedrichsgracht 52 (Ortskasse), abzuliefern.

Demokratischer Verein zu Berlin. Große Versammlung am Mittwoch, den 15. Juli, Abends 8½ Uhr, im „Louisenstädtischen Klubhaus", Annenstr. 16. Tagesordnung: 1. Das Verhältniß der norddeutschen Demokratie zur süddeutschen Volkspartei. Referent Herr Dr. Guido Weiß. 2. Vereinsangelegenheiten. Freie Diskussion. Gäste willkommen.

Den Schuhmachern Berlins zur Nachricht, daß die zum Donnerstag, den 16. Juli, in Aussicht genommene öffentliche Schuhmacherversammlung eingetretener Verhältnisse wegen nicht stattfindet, dafür aber in der nächsten Woche eine Versammlung stattfinden soll. Näheres wird durch Inserat in der Sonntagsnummer des „Berliner Volksblatt" bekannt gemacht.

Der Fachverein der Töpfer hält heute Abend 6 Uhr in Mundt's Lokal, Köpenickerstraße 100, eine Vereinsversammlung ab, in welcher wichtige innere Vereinsangelegenheiten erörtert werden sollen. Zahlreicher Besuch der Mitglieder ist nothwendig, neue Mitglieder werden aufgenommen.

„May's Sängerbund", Gesangverein für gemischten Chor, jeden Mittwoch, 8—10 Uhr, Abends Münzstr. 5.

Arbeiter-Bezirksverein „Süd-Ost". General-Versammlung am Donnerstag, den 16. d. M., Abends 8½ Uhr, in der „Urania", Wrangelstr. 9 u. 10. Tages-Ordnung. 1. Vortrag. 2. Wahl des ersten Vorsitzenden. 3. Statutenänderung, Verschiedenes und Fragekasten. Um zahlreiches und pünktliches Erscheinen wird ersucht.

Der Unterstützungsverein der Vergolder und Berufsgenossen hält eine Versammlung heute Abend 8½ Uhr bei Seefeld, Grenadierstraße 33, ab und steht auf der Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Liesländer. 2. Verschiedenes. Die Mitglieder werden ersucht, recht zahlreich zu erscheinen.

Die Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Fabrik- und Handarbeiter beiderlei Geschlechts (E. H.) welche ihren Sitz in Dresden hat, hält ihre Generalversammlung von heute Vormittag 8 Uhr ab in der Urania, Wrangelstraße 9—10, ab. Die Verhandlungen werden voraussichtlich mehrere Tage in Anspruch nehmen.

Vermischtes.

Was man Alles von einem Menschen verlangt! Folgende Offerte, die schon als Kuriosität Anspruch hat veröffentlicht zu werden, ist einem stellesuchenden Buchdrucker vor Kurzem zugegangen: „Bezugnehmend auf Ihre Anzeige theilen wir Ihnen mit, daß in unserer Druckerei eine für Sie entsprechende Stelle frei wird, mit welcher folgende Verpflichtungen verbunden sind: a) Im allgemeinen selbstständige technische Leitung des Geschäfts, nöthigenfalls Besorgung des Geschäfts des Redakteurs, namentlich aber ständige Berichterstattung; b) im besonderen: 1. pünktliche Herstellung des Amtsblattes, wöchentlich dreimal erscheinend; 2. der Annoncen in geschmackvoller Form: 3. rasches Umbrechen der Zeitung; 4. Korrekturlesen und -machen; 5. Revisionslesen und -machen; 6. Besorgung des Druckes: Zurichten, Formatmachen, Beaufsichtigung des Ganges der Maschine und deren Reinigung ꝛc. ꝛc.; 7. pünktliche Expedition der Zeitung; 8. selbstständige Leitung und Fertigung verschiedener Akzidenzarbeiten; 9. Fertigung des Druckes derselben; 10. Lehren und Beaufsichtigen der Lehrlinge; 11. energische Ueberwachung des Arbeiterpersonals; 12. Vertheilung der Arbeiten an das Personal mit Angabe der Herstellung derselben; 13. Preisberechnung der Akzidenzarbeiten. Diese Stelle ist eine höchst angenehme, selbstständige und dauernde. Zeugnisse und Lebensbeschreibung sind bei Annahme der Stelle einzusenden."

Ein spleniger Engländer mit einem — Hahn an der Leine war der komische Anblick, der sich vor einigen Tagen in Aachen den Passanten des Friedrich-Wilhelmplatzes darbot. Der Engländer hatte gegen 300 Mark gewettet, daß er den Hahn an der Leine vom Gasthof Bellevue aus bis zum Theater führen wolle — und er hat die Wette gewonnen, aber sich zugleich ein polizeiliches Protokoll zugezogen wegen Versuchung eines Menschenauflaufs.

Mit dem Fahrstuhl verunglückt. Wiederum ist in Paris ein schreckliches Unglück durch einen Fahrstuhl passirt. Die Frau des Schankwirthes Collin stieg am Montag um zehn Uhr in den Fahrstuhl des Hauses, um sich nach ihrer fünf Treppen hoch belegenen Wohnung zu begeben. Kaum hatte sie Platz genommen, als ihre sechzehnjährige Tochter Jeanne herbeilief, um ebenfalls einzusteigen. Frau Collin bog sich über das Geländer, um ihrer Tochter zu helfen, aber da der Fahrstuhl schon in Bewegung war, mußte sie deren Hand loslassen. Das Mädchen fiel einige Fuß hoch herab unverletzt auf den Boden. Fast im selben Augenblick stieß Frau Collin einen durchdringenden Schrei aus, und der Fahrstuhl stand plötzlich stille. Da Jeanne wegen der Dunkelheit nichts sehen konnte, so drückte sie auf den Knopf, und der Fahrstuhl kam sofort zu Boden. Mehrere Personen, welche auf den Hilferuf mit Licht herbeigeeilt waren, wurden bleich vor Schrecken, als sie Frau Collin erblickten. Dieselbe war über das Geländer gebeugt geblieben und so durch den aufsteigenden Fahrstuhl gegen die Kante der Decke gequetscht worden, wodurch derselbe zum Stehen gekommen war. Sie verschied nach einigen Minuten.

Die neueste Defraudation in Wien. Schon wieder ist in der „gemüthlichen" Kaiserstadt an der blauen Donau eines der bedeutendsten Handelshäuser durch eine Riesen-Unterschlagung geschädigt worden. Die unterschlagene Summe beträgt nicht weniger als 230 000 Gulden! Ueber die Affaire, über welche in den betheiligten Kreisen das größte Stillschweigen beobachtet wird, ist bis jetzt folgendes an die Oeffentlichkeit gedrungen: Der Chef des Handlungshauses, ein in allen Kreisen hochgeachteter Kaufmann, weilte am 1. d. M. in einem Kurorte, als er durch eine vertrauliche Mittheilung seines Kassirers in Kenntniß gesetzt wurde, daß außergewöhnliche Vorgänge im Geschäfte seine Anwesenheit in Wien rathsam erscheinen lassen. Der Chef reiste sofort hierher und war erstaunt, seinen Prokuristen nicht anzutreffen. Der Kassirer eröffnete nun seinem Chef, daß er die Stelle niederlegen müsse, da er sich mit dem Gebahren des Prokuristen nicht einverstanden erklären könne. Die Nachrichten des Kassirers veranlaßten den Chef, eine Revision der Kassenbestände und des Devisen-Petefeuille vorzunehmen, und es ergab sich der Abgang der erwähnten Summe. „Wo ist der Prokurist?" Das war die Frage, die zunächst aufgeworfen wurde, und man machte sich auf die Suche nach dem Verschwundenen. Die Nachforschungen ergaben, daß er am selben Abend vorher nach dem Kurorte abgereist war, in welchem sich der Chef aufgehalten hatte. Der Prokurist war nicht allein, sondern in Begleitung des Sohnes des Chefs — eines jungen Lebemannes — nach dem Kurorte gefahren. Es wurden Depeschen gewechselt und am nächsten Tage — d. i. am 3. d. — trafen der Prokurist und sein Begleiter wieder in Wien ein. Sie hatten den Chef, respektive Vater in dem Kurorte aufsuchen und sprechen wollen. Die nächsten Verhandlungen wurden in der Kanzlei eines Advokaten gepflogen. Der Prokurist legte das Geständniß ab, die genannte Summe veruntreut, dieselbe jedoch zu Gunsten des Sohnes verwendet zu haben, welch' Letzterer Wechsel gefälscht und ihn zur Bezahlung derselben veranlaßt habe. „Ich habe die Ehre des Hauses retten und meinen bejahrten Chef Schmerz ersparen wollen." Später gab jedoch der Prokurist zu, sich in Spekulationen eingelassen zu haben und zwar gemeinsam mit dem Sohne, welcher ja doch der Erbe und Nachfolger der Firma sei. Der Chef erklärte sich mit diesen Erklärungen nicht einverstanden und bestand auf Ersatz eines großen Theiles der defraudirten Summe. Der Prokurist gab die Zusicherung Schadenersatz zu leisten. Er stammt aus einer hochangesehenen Familie, die für einen größeren Betrag aufkommen will. Die meisten Hoffnungen setzt jedoch der Prokurist auf den Universalerben und natürlichen Sohnes eines vor mehreren Jahren verstorbenen freiherrlichen Millionärs. Mit dem Vater dieses jungen Erben hat der Prokurist in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden und er er hoffte von dem Tode des Freiherrn, in dem Testamente bedacht zu werden. Daß dies nicht der Fall war, scheint den Prokuristen auf den Weg des Verbrechens getrieben zu haben. Die Unterschlagungen dauerten schon einige Jahre, ungefähr 150 000 Gulden wurden aber erst in den letzten Monaten gestohlen. Der betrogene Chef hat dem unehrlichen Prokuristen eine Frist von vier Wochen eingeräumt, innerhalb welcher Zeit die Angelegenheit vollständig geordnet werden muß. Unterbleibt das Arrangement, so folgt die strafgerichtliche Anzeige. Dies zur Stunde der Stand der Defraudation in Wien.

Kleine Mittheilungen.

Dresden, 12. Juli. Eine von hiesigen Sozialdemokraten veranstaltete Geldsammlung für die französischen Sozialdemokraten bez. für deren Wahlfonds ist von der hiesigen königlichen Polizei-Direktion innerhalb ihres Bezirks auf Grund des Sozialistengesetzes verboten worden.

Magdeburg, 12. Juli. Von den aus Anlaß der Unruhen in Benneckenbeck in Groß-Ottersleben verhafteten Arbeitern sind vorgestern 11 Mann entlassen worden, darunter 9 Mitglieder des „Fachvereins verschiedener Berufsgenossen." Es sollen sich nun noch 22 Personen in Untersuchungshaft befinden. Neue Verhaftungen sind in letzter Zeit nicht vorgenommen worden. — Der in Berlin wohlbekannte Schriftsteller Hermann, welcher von hier aus nach der Schweiz flüchtig geworden war, weil er befürchtete, verhaftet zu werden, ist einigen Tagen hier gefänglich eingeliefert worden.

Kaiserslautern, 12. Juli. Die Schreinermeister gehen gegen die streikenden Schreiner energisch vor. Eine Firma hat bereits am Freitag zehn der Streikenden vor das Gewerbegericht laden lassen, welches dieselben zu je 30 Mk. Geldstrafe verurtheilte, da sie durch die Arbeitseinstellung ohne vorherige Kündigung das Geschäft geschädigt. Im Laufe dieser Woche sind die übrigen Streikenden in einzelnen Serien ebenfalls geladen.

Mannheim, 12. Juli. In einer überaus zahlreich besuchten Versammlungen sprach gestern Abend Herr Dr. Hirsch aus Berlin über „Arbeiterschutz-Gesetzgebung". Schließlich der hiesige sozialistische Führer und Reichstagskandidat Herr Dreesbach das Wort ergriff und die Ausführungen des Redners scharf kritisirte, worauf der Vorsitzende Herrn Dreesbach das Wort entziehen wollte, entstand ein großer Tumult.

Pforzheim, 13. Juli. Die hier von dem Reichstagsabgeordneten Grillenberger berufene Volksversammlung schien trotz der gefaßten Resolution ohne weitere Folgen bleiben zu sollen. Jetzt aber zeigt sich, daß dem nicht so ist. Es zirkulirt nämlich eine „Petition der Arbeiter Pforzheims, Einführung eines wirksamen Arbeiterschutzgesetzes", in welcher namentlich ein Normalarbeitstag und Einschränkung der Sonntagsarbeit verlangt wird.

Passau. Nachdem auf den Kuraten der militärischen Strafanstalt Oberhaus erst vor wenigen Monaten während der Predigt ein Attentat mit einem Ziegelstein gemacht worden war, erfolgte am letzten Sonntag ein neuer Angriff, indem ein erst vor einigen Jahren eingelieferter Strafgefangener nach Beendigung der Predigt mit dem Ruf: „Herunter, Du Heuchler, Du lügst!" ein Stück Eisen nach der Kanzel schleuderte, mit er den sich umwendenden Prediger am Nacken traf.

Briefkasten der Redaktion.

Furchtbar. 1. Beginnt die Versammlung nicht spätestens eine Stunde nach der in der Anzeige angegebenen Zeit, so ist die später beginnende Versammlung als vorschriftsmäßig angezeigt nicht anzusehen; ebenso darf eine solche Versammlung nicht länger als eine Stunde vertagt werden. 2. Alle Versammlungen, in denen „öffentliche Angelegenheiten" erörtert werden sollen, sind bei der Ortspolizei-Behörde anzuzeigen; die Anzeige muß spätestens 24 Stunden vor Eröffnung der Versammlung erfolgen. Als „Ortspolizei-Behörde ist im Geltungsbereich der Kreisordnung vom 13. Dezember 1872 der Gemeinde-, Guts- und Amtsvorsteher anzusehen. 3. Es kommt ganz auf den Inhalt der Einsendung an.

A. L. 100. Die Antwort auf Ihre Frage finden Sie in unserer heutigen Nummer unter „Soziales und Arbeiterbewegung".

Stuckateurverein. Berichte, welche gedruckt werden sollen, dürfen nur auf einer Seite des Papiers geschrieben werden.

Theater.

Belle-Alliance-Theater.
Heute: Der Raub der Sabinerinnen.

Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.
Heute: Der Großmogul.

Ostend-Theater.
Heute: Geschiedene Frauen.

Danksagung.

Für die herzliche Theilnahme und rege Betheiligung bei der Beerdigung unseres lieben Bruders und Bräutigams **E. Flemming** sagen wir dem Arbeiter-Bezirksverein Süd-Ost, dem Metallarbeiterverein und den Herren Kollegen der Fabrik Hirschhorn, sowie allen Bekannten, welche ihm die letzte Ehre erwiesen, unsern herzlichsten Dank. [1618

Geschwister Flemming.
Auguste Holschumacher, als Braut.

In Rechtssachen

(gütliche Schulden-Regulirung, Uebernahme von Prozessen, Kaufverträge, Gesuche aller Art, Militär-, Steuer- und Gewerbesachen) bin ich nur zu sprechen [1620
Abends 6 bis 8 Uhr, Sonntags 11 bis 1 Uhr.

B. Sparr, Fürstenstraße 2, 3 Tr. l.

Allen Freunden, Bekannten und werther Nachbarschaft empfehle mein 1289

Weiß- und Bairisch-Bierlokal.

1289 **Herm. Liewald,** Frankfurter Allee 143.

Die von Mitgliedern des Fachvereins der Schneider gegründete

Produktiv- u. Rohstoff-Genossenschaft der Schneider zu Berlin (Eingetragene Genossenschaft)

No. 30 ZIMMER-STRASSE No. 30

empfiehlt ihr Lager fertiger Herren-Garderobe, sowie ihr reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe, ebenfalls Futter, Borte und Knöpfe. **Herren-Garderoben jeder Art werden nach Maß angefertigt. Reelle Arbeit. Dauerhafte Stoffe. Feste Preise.**

Bitte genau auf Strasse und Nummer zu achten.

723 **Der Vorstand und Verwaltungsrath.**

Den Metallarbeitern Berlins

hiermit zur Nachricht, daß sich der zentralisirte **Arbeits-Nachweis** der Vereinigung deutscher Metallarbeiter, begründet von den Mitgliedschaften Berlin I., Süden, Osten und der Freien Vereinigung der Former, **nur allein Ritterstraße Nr. 123 bei dem Restaurateur Sodtke** befindet. Daselbst sind stets die tüchtigsten Kräfte der verschiedensten Branchen der Metallindustrie zu vergeben und ersuchen wir die Herren Arbeitgeber, hiervon den umfassendsten Gebrauch machen zu wollen; ferner sei noch erwähnt, daß nur daselbst die Reiseunterstützung für die der Vereinigung angehörenden Mitglieder ausgezahlt wird. [1617

Die Vorstände sämmtlicher Mitgliedschaften Berlins.

Zu einem freundl. möbl. Zimmer (Eing. v. Flur) wird ein Theilnehm. ges. 2½ Thlr. Miethe.
1690] **G. Stange,** Fürstenstr. 17.

Arbeiterinnen-Verein.

Donnerstag, den 16. Juli, Abends 8 Uhr,
in **Gratweil's Bierhallen,** Kommandantenstr. 77

Vereins-Versammlung.

Tagesordnung:
Vortrag des Herrn Dr. med. Gerlach über: Gesundheitsgemäße Ernährung bei sitzender Lebensweise.

Der Vorstand.

Von den Berliner Buchdruckern haben wir zur Unterstützung der streikenden Maurer 1000 Mark aus der Tarifkasse sowie den Ertrag einer Tellersammlung von 80 Mk. 30 Pf., zusammen 1080 Mk. 30 Pf., erhalten, worüber die unterzeichnete Kommission dankend quittirt.

Die Streikkommission der Berliner Maurer.
J. A.: F. Wilke.

Verantwortlicher Redakteur **R. Cronheim** in Berlin. Druck und Verlag von **Max Bading** in Berlin SW., Beuthstraße 2.